

1986

Hans-Peter Groels Wo in O.? / Ein Suchspiel für Oberhausen-Kenner mit vielen neuen Luftaufnahmen	6
Dietrich Behrends Wir wollen den verdammten Pütt am Leben erhalten / Geburt, Blüte und Zukunft des Oberhausener Bergbaus	28
Martina Schlingmann Heiratsinstitut für Papageien / Ein Oberhausener betreibt aktiven Artenschutz	36
Dietrich Behrends Stadtwerke hatten den teuersten Straßenbahnfahrer der Welt / Von der Elektrischen zum Bus	40
Frank Lamers Geschichten aus dem Amtsgericht / Ein ehrwürdiges Gebäude erzählt von Wahrheit, Sünde, Strafe und Reue	47
Willi Demond Training auf Kanal und Ruhr / Oberhausener Wassersportler mischen mit in der Weltspitze	52
Klaus Müller Feuer Notruf 112 / Interessantes aus dem Alltag der Oberhausener Berufsfeuerwehr	56
Horst Schmitz Brief aus Middlesbrough / Ein Ausflug in die nähere Umgebung unserer Partnerstadt	64
Solveig Kiock Klosterleben in Oberhausen / Drei Männerorden in einer Industriestadt	68
Müllverbrennung – aktiver Umweltschutz / Wie aus Abfall Strom und Fernwärme gewonnen wird	72
Irmhild Piam Tauben sind wie Kinder / Erstaunliches über die Rennpferde des kleinen Mannes	76
Helmut Stoltenberg Ein Zug durch die Gemeinde / Das Spektrum der Oberhausener Gastronomie vom Nobelhotel bis zur kleinen Kneipe	79

Egon Berchter Lebensinhalt durch Lebenshilfe / Modellhafte Arbeit mit Behinderten	84
Frank Eisenhardt Zweite Heimat Oberhausen / 40 Jahre Integration Vertriebener in unserer Stadt	87
Klaus Offergeld Neues Leben auf ehemaligen Zechengelände / Neue Siedlung Alstaden präsentiert sich als Schmuckstück	91
Michael Petrykowski Kleingärten – die grünen Lungen unserer Stadt / Jubiläum in der Anlage am Rechenacker	95
Dieter Uecker Im Rathaus erhält der Bürger Rat / Die bürgerlichen Serviceleistungen unserer Kommunalverwaltung	100
Michael Schmitz Ideen, Initiativen, Improvisationen / Freie Kulturschaffende in Oberhausen	104
Rolf Weihrauch Bauer Kleinebrinks Acker / Firmenporträt von neuen Gewerbeansiedlungen	109
Ein S gegen Nullbock und No Future! / Die Bürgerstiftung der Stadtparkasse Oberhausen	114

OBERHAUSEN '86



Ein Jahrbuch

TITELBILD:

*Hubschrauber über dem Amtsgericht.
Ein Schnappschuß bei der Motivsuche für
unsere Luftbildstory.*

HERAUSGEBER:

*Plitt Verlag Oberhausen
in Zusammenarbeit mit der Stadt Oberhausen
und mit freundlicher Unterstützung
der Stadtparkasse
© Alle Rechte vorbehalten
Nachdruck auch auszugsweise nur mit
Genehmigung des Verlages*

KONZEPTION UND REDAKTION:

Friedhelm Fox, Ha-Jo Plitt, Rolf Weihrauch

GESTALTUNG:

Claus Schneider

FOTOS:

*Archiv Babcock AG, Archiv NRZ,
Archiv Stadt Oberhausen, Archiv WAZ
Dieter Dahm, Ruth Gläser, Gido Grümmer,
Privatarchive, Christian Schmitz,
Horst Schmitz, Udo Sonnentag, Klaus Werner
Luftaufnahmen freigegeben durch
den Reg. Präs. D'dorf
Freigabe Nr. 03 S1-102*

HERSTELLUNG:

*Reproduktionen, Satz und Druck
Graphischer Betrieb Karl Plitt, Oberhausen
Feldstraße 21, Telefon 65 15 09*

November 1985



VERLAG
OBERHAUSEN

WO IN O?

*Ein Suchspiel aus der
Hubschrauberperspektive*

von Hans Peter Groels

Es war im wahrsten Sinne des Wortes eine Schnapsidee. „Wetten, dat ich in Oberhausen jede Ecke kenne. Da kannse mir jedes Foto zeigen, un ich sach Dir sofort, wat dat is und wo dat is. Mich kannse da nix vormachen.“ Zugegeben: Es war zu fortgeschrittener Stunde, als wir uns auf diese Wette einließen. Und an Pils und Korn hat es an diesem Abend auch nicht gemangelt. Doch diesem Besserwisser wollten wir es doch einmal zeigen.

„Wir werden Dich schon ins Schwitzen bringen mit unseren Bildern. Da wirst Du noch staunen. Vonwegen, ‚kenn ich alles‘. Da wirst auch Du manchmal passen müssen.“ Die Drohung ließ unseren Kontrahenten kalt. Fast 70 Jahre sei er jetzt, erzählt er uns, ein „echten Alstadener“. Und immer in Oberhausen gelebt. Als „Ulliger“ sei er zum Äppelklauen mit dem Fahrrad nach Sterkrade gefahren, und Kohlen hat er in Osterfeld organisiert. „Damals inner schlechten Zeit“. Da lerne man die Stadt kennen, wie seine Westentasche. Und die kleinen Gassen, auf denen man damals den Bauern und der Polizei ausbüxen konnte. Und auch dem späteren „Schwiegervater, der dat Tächtelmächtel mitter Elfriede zuers ganich so gern gesehen hat“.

Überhaupt: Unsere Idee, für das neue Jahrbuch Oberhausen aus dem Hubschrauber zu erkunden,

mit der Kamera Bilder einzufangen aus Perspektiven, die die Stadt in einem ganz neuen und unbekanntem Licht darstellen, wollte unser Freund überhaupt nichts abgewinnen. „Dat is doch nix anderes, als ihr bisher gemacht habt: Mal Oberhausen ausm Korb von so einm Heißluftballong, mal vonne Kutsche ausm letzten Jahrhundert raus.“

Das war im Februar dieses Jahres. Und wir waren felsenfest überzeugt: Mit unserer Titelgeschichte werden wir auch diesen Skeptiker überzeugen und ihn mit Fotos „von seiner Stadt“ ganz schön in Verlegenheit bringen. Also nahmen wir die Herausforderung an. „Top, die Wette gilt.“

Sieben Monate später auf dem Flugplatz Mülheim. Ein herrlicher Septembormorgen. Wochenlang hatte sich der „Sommer“ von seiner

unfreundlichsten Seite gezeigt: Regen, Regen und nochmals Regen. Auch der Metereologe vom Dienst des Essener Wetteramtes, den wir unzählige Male mit unserer Frage gelöchert hatten, wann sich denn endlich der Sommer auch mal ins Revier verirren würde, damit wir endlich unser langvorbereitetes Unternehmen starten könnten, hatte sich immer wieder mit dem Hinweis auf „das umfangreiche Tief über den britischen Inseln, das auch weiterhin wetterbestimmend für Deutschland sein wird,“ rausgeredet. Wir hatten schon das Gefühl, mit unseren Plänen regelrecht baden zu gehen – und die Wette zu verlieren.

Doch dann dieser Tag: Ein strahlend blauer Himmel, kein Wölkchen weit und breit. Also, genau das

Tanken vor dem Start auf dem Flugplatz Essen-Mülheim.

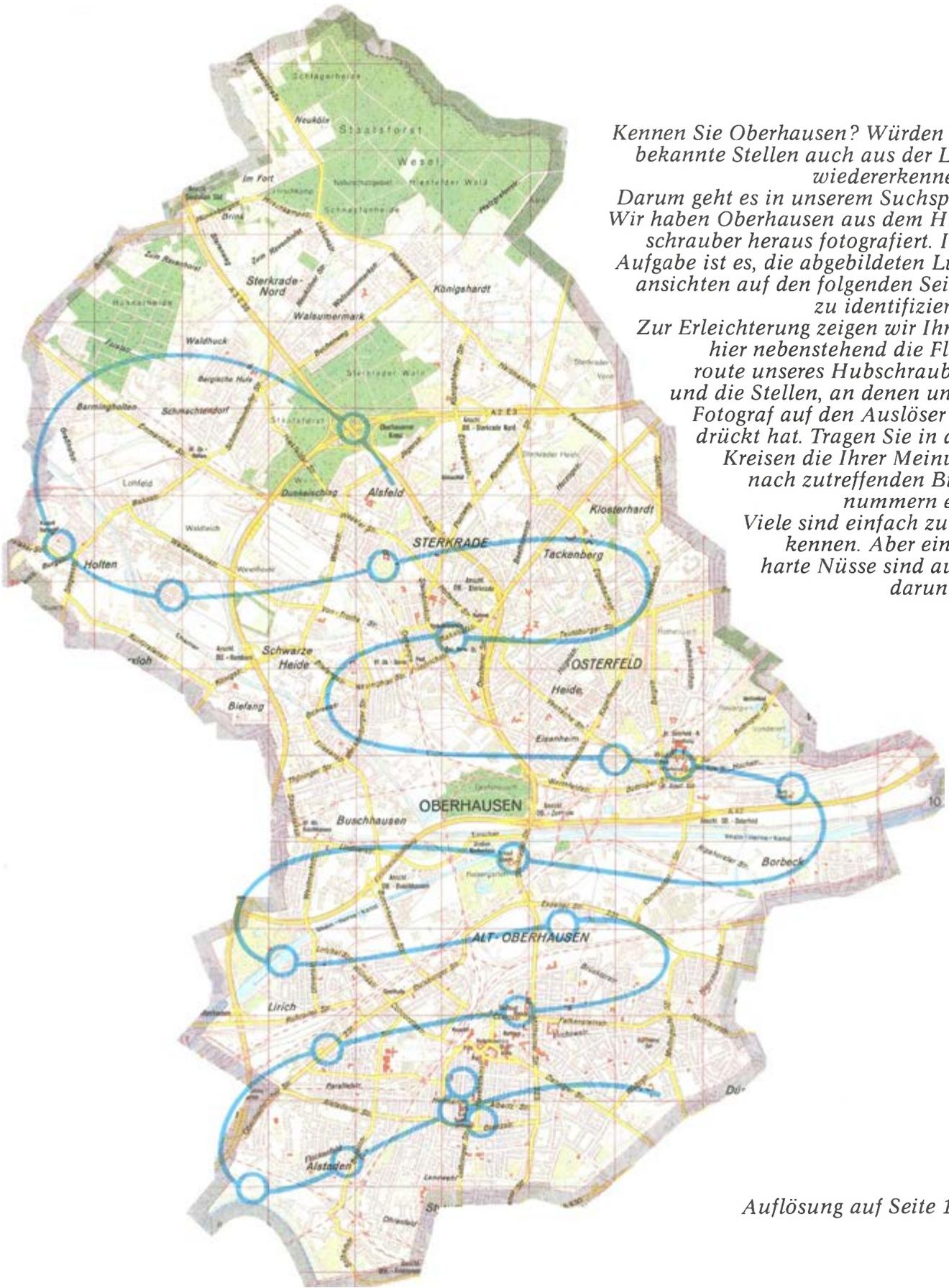


Kennen Sie Oberhausen? Würden Sie bekannte Stellen auch aus der Luft wiedererkennen?

Darum geht es in unserem Suchspiel. Wir haben Oberhausen aus dem Hubschrauber heraus fotografiert. Ihre Aufgabe ist es, die abgebildeten Luftansichten auf den folgenden Seiten zu identifizieren.

Zur Erleichterung zeigen wir Ihnen hier nebenstehend die Flugroute unseres Hubschraubers und die Stellen, an denen unser Fotograf auf den Auslöser gedrückt hat. Tragen Sie in den Kreisen die Ihrer Meinung nach zutreffenden Bildnummern ein.

Viele sind einfach zu erkennen. Aber einige harte Nüsse sind auch darunter.





WO IN O?



Wetter, das wir für unsere Fotosafari erhofft hatten.

Unser Unternehmen war bis ins kleinste Detail vorbereitet. Morgens um sechs hatte Hajo Plitt, seines Zeichens Verleger des Jahrbuchs und Wett-Beteiligter, die Hubschrauber- und Flugzeugpiloten, ein halbes Dutzend Fotografen und sämtliche andere an dem Projekt Beteiligte per Telefonrundruf aus dem Bett geklingelt und zu den vorher festgelegten Einsatzpunkten gescheucht. Eine Stunde später standen wir – zum Teil noch recht verschlafen – an unseren Standorten, mit dem berühmt-berüchtigtem Kribbeln im Bauch, das andere Berufsstände als Lampenfieber bezeichnen.

Eine letzte Absprache – mit den „Außenposten“, die unsere Expedition von mehreren Bodenstationen aus per Kamera verfolgen sollten, standen wir über Funksprechergeräte in Verbindung – und dann ging's los.

Während Chessna-Pilot Rybinski und seine Crew (Stadt-Pressesprecher Friedhelm Fox und Fotograf Dieter Dahm) noch auf die Starterlaubnis warteten, hob unser Hubschrauberpilot Zemke mit mächtigem Getöse von seinem Landeplatz ab und machte sich mit seiner Bordmannschaft – Hajo Plitt und Fotograf Gido Grümmer – in Richtung Nord-West auf den Weg nach Oberhausen.

Drei Stunden kreisten wir über der Wiege der Ruhrindustrie, manchmal zum Greifen nah über Dächern, Plätzen und Straßen, verfolgt von den Blicken verdutzter Beobachter, während unser Fotograf einen Film nach dem anderen durch seine Kameras jagte. (Einen Tag später erfahren wir, was in den Köpfen mancher Beobachter vorgegangen war: „Dat war bestimmt ein Überfall auf eine Bank und jetzt sucht die Kripo mitm Hubschrauber die Täter, die über die Dächer entkommen sein sollen.“)



An aerial photograph of a town, likely Mülheim, Germany. The image shows a mix of residential buildings, a large industrial complex with a prominent glass and metal structure, and a river winding through the town. The photo is taken from a high angle, looking down on the town. The text 'WO IN O?' is overlaid in the top left corner.

WO IN O?

Während sich die da unten solche Gangsterpistolen ausdachten, verfolgten wir im Helikopter per Funk, wie unser zweiter fliegender Fotograf – vor allem als wir über dem Schloß schwebten – den Chessna-Piloten fast zur Verzweigung brachte. Schließlich hatten wir uns diese Szene als Titelfoto ausgedacht: Der über dem Schloß schwebende Hubschrauber. Doch als es an die Realisierung unserer Idee ging, wurden die Grenzen zwischen Wunsch und Wirklichkeit deutlich: Zum x-ten mal hatte der Chessna-Pilot waghalsig versucht, die Kurve so eng wie möglich zu fliegen, um so nah wie möglich an uns heran zu kommen, damit Fotograf Dieter Dahm, der seine Kamera durch die geöffnete Einstiegstür auf uns gerichtet hatte, den richtigen „Blick-Winkel“ erwischen konnte. Doch es wollte und wollte nicht gelingen. „Macht nichts. Wir werden schon was anderes für die Titelseite finden.“ Feierabend für die Chessna. Zurück nach Mülheim. Over.

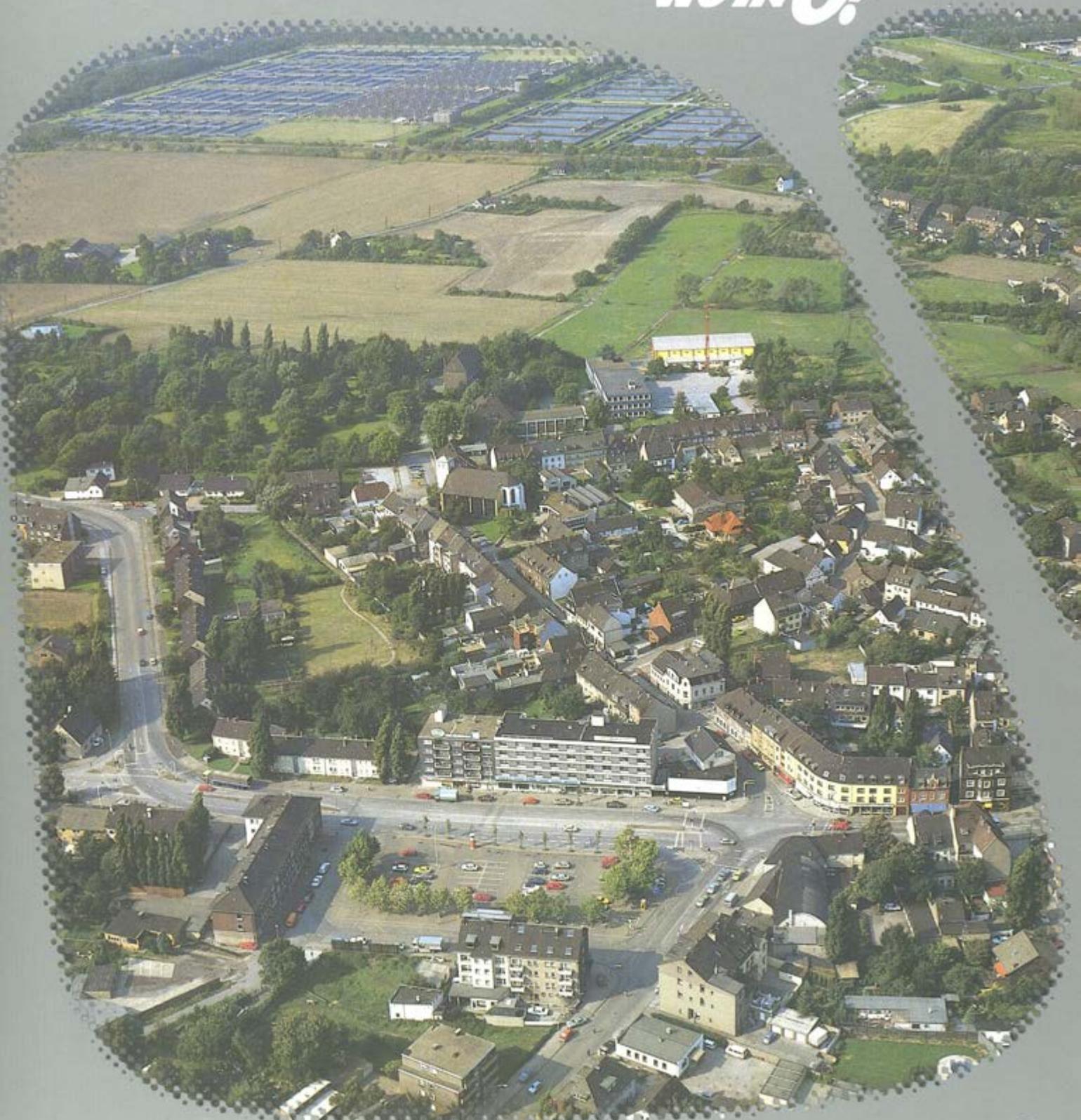
Was wir zu diesem Zeitpunkt, als wir die Bilder von dem uns bekannten und doch aus diesen Perspektiven völlig neu erscheinenden Oberhausen im Kasten hatten, nicht wußten, war, daß unser Titelfoto längst „stand“. Das hatte Klaus Werner, der mit seiner Kamera am Friedensplatz auf Station gegangen war, um 14.30 Uhr bereits eingefangen. Das Ergebnis bedarf wohl keines Kommentars.

Wie das Ergebnis unserer Wette ausgefallen ist, stand dagegen bei Redaktionsschluß noch nicht fest. Doch selbst wenn unser wettfreudiger Mitbürger all unsere Foto-Rätsel, die Sie auf den nachfolgenden Seiten selbst lösen dürfen, entschlüsselt hat – eines wird er mit Sicherheit eingestehen müssen: „Sone Fottos werfen ja ein ganz neues Licht auf unser Oberhausen.“ Finden Sie nicht auch?

WO IN O?



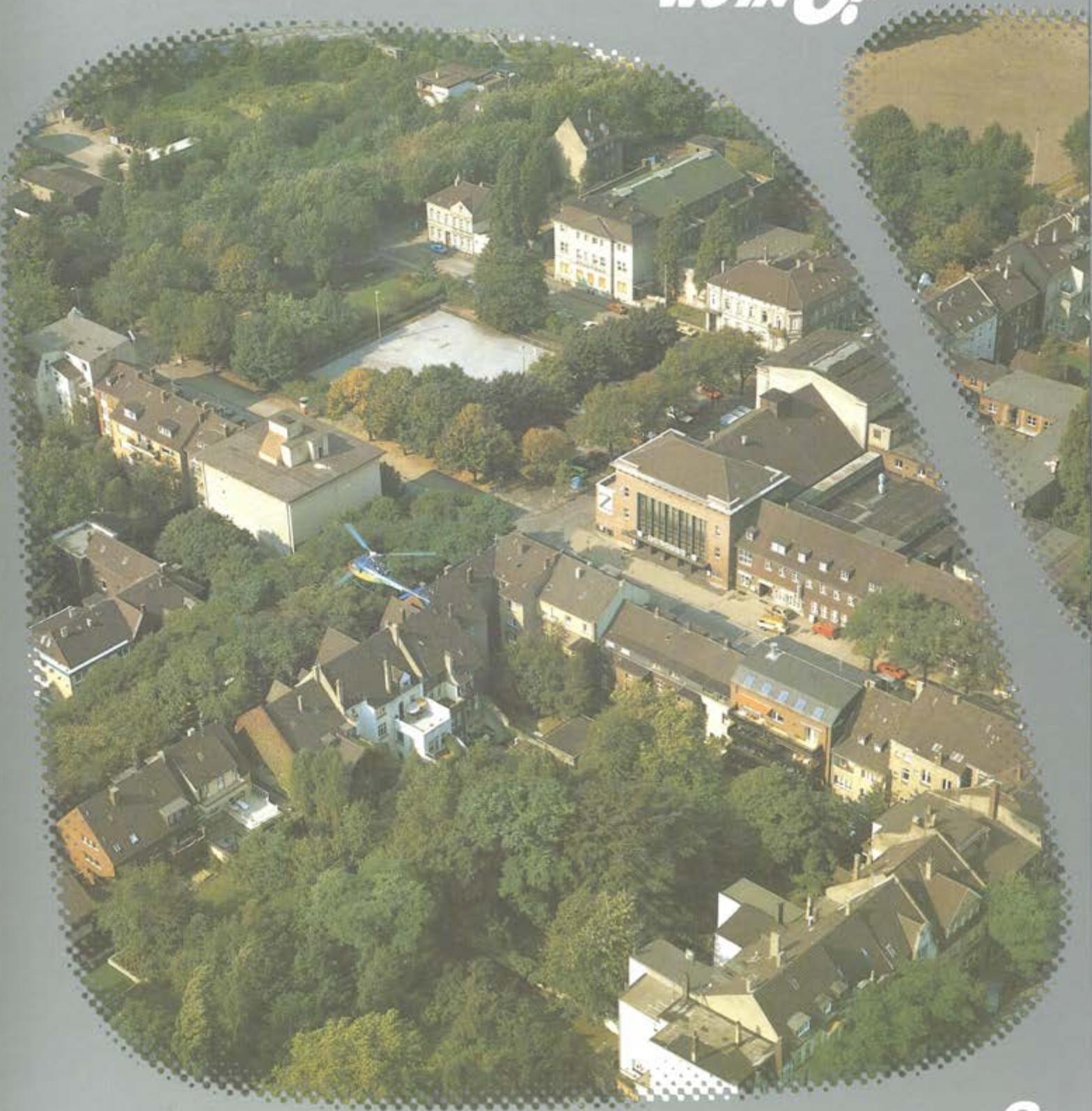
WO IN O?



WO IN O?



WO IN O?



WO IN O?



WO IN O?



WO IN O?



WO IN O?



WO IN O?



WO IN O?



WO IN O?



WO IN O?



WO IN O?



WO IN O?



WO IN O?



WO IN O?



„WOLLEN DEN VERDAMMTEN PÜTT AM LEBEN ERHALTEN“

von Dietrich Behrends



Der Fahrsteiger Friedhelm van den Mond hatte am 30. Dezember 1972 seine letzte Schicht auf Zeche Alstaden. „Ich bin morgens zu Fuß zum Schacht gegangen“, erinnert sich unser Oberbürgermeister, das prominenteste Opfer der Kohlenkrise in Oberhausen. „Es war schon ein komisches Gefühl bei dem Gedanken, nach 26 Jahren gehst du heute zum letzten Mal durch die Querschläge.“ Für den „Familienpütt“, der mehrere Generationen Alstadener Bergmannsfamilien den Lebensunterhalt gesichert hat, war

nach 117 Jahren das „Aus“ gekommen. Die Ölschwemme hatte der Hausbrandzeche das Wasser abgegraben. Von der Stilllegung betroffen waren in Alstaden 700 Bergleute, unter ihnen Friedhelm van den Mond, der als stellv. Leiter des Grubenbetriebes den Abschlußbetriebsplan mit aufstellen mußte. Der Plan beinhaltete das Freiräumen einzelner Strecken und die Verlegung Alstadener Bergleute nach der

Als Fahrsteiger auf „Alstaden“ Opfer des Zechensterbens: Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond.





Zeche Osterfeld. Friedhelm van den Mond stand im Alter von 40 Jahren vor dem Problem eines beruflichen Neuanfangs.

Das Ende von „Alstaden“ löste in unserer Stadt kaum mehr als stille Trauer aus, in die sich Resignation mischte. Was das Zechensterben betraf, hatte Oberhausen einige Jahre vorher mit der Concordia-Tragödie Schlimmeres erlebt. Als sich am 22. März 1968 zum letzten Male die mächtigen Concordia-Seilscheiben drehten, verloren 3.800 Bergleute und Bergbauangestellte auf den Schachtanlagen II/III an der Concordiastraße und IV/V an der Buschhausener Straße ihren Arbeitsplatz, herrschte in den Liricher Bergmannssiedlungen die Angst vor der Zukunft. Auf dem Höhepunkt der Kohlenkrise waren fast einjährige Bemühungen um die Rettung von Concordia, waren machtvolle, vom Betriebsrat und von der IG Bergbau organisierte Protestdemonstrationen und zähes Verhandeln vergewens gewesen. In diesem dramatischen Ringen um die Erhaltung der Bergbau-Arbeitsplätze und um die Zukunft des Reviers verdiente sich die unvergessene Luise Albertz durch ihr unermüdliches Eintreten für die Interessen der Kumpel die Ehrenbezeichnung „Mutter Courage des Ruhrgebiets“.



Mit der Concordia-Tragödie erlebte unsere Stadt 1967/68 den Höhepunkt der Kohlenkrise. „Concordia darf nicht sterben“ hieß die Parole in den Protestversammlungen der Bergleute in Lirich (mittleres Bild). Am 20. Mai 1967 bewegte sich ein Demonstrationzug vom Schacht II/III aus zum Altmarkt, wo eine große Protestkundgebung stattfand (unteres Bild). An der Spitze des Zuges Frau Oberbürgermeister Luise Albertz neben dem Betriebsratsvorsitzenden Bergmann (l.) und dem stellv. AR-Vorsitzenden Assmann. Auf dem oberen Bild die Concordia-Schachtanlage IV/V an der Buschhausener Straße vor etwa 25 Jahren. Vor dem Abriß diente die Zeche noch als Kulisse für den Visconti-Film „Die Verdammten“.

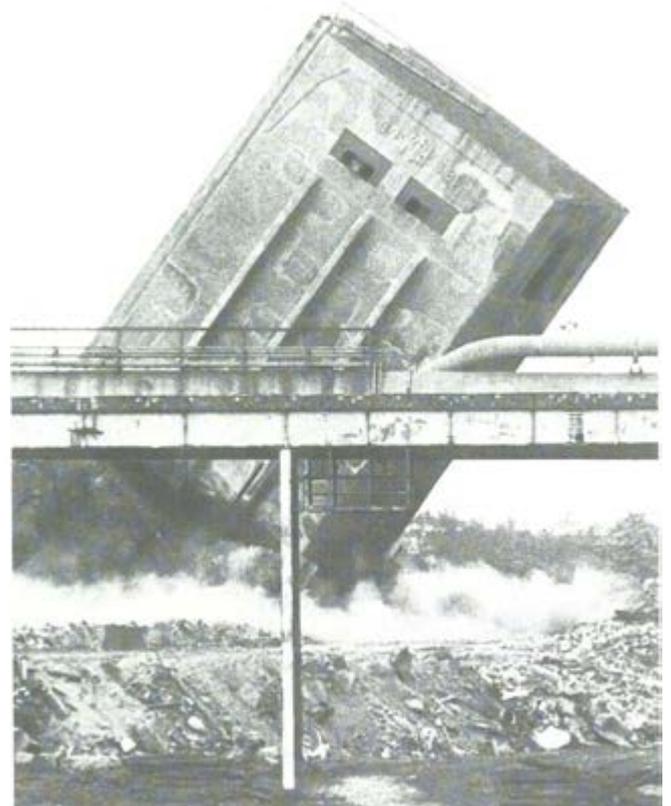
Hinter dem Hauptbahnhof Kohle gefördert

Heute erinnert nur noch das für die Wasserhaltung benötigte, wie ein Industriedenkmal wirkende Stahlgerüst des einstigen Schachtes II der Stadtzeche Concordia in dem neuen Stadtteil City-West daran, daß bis gegen Ende der 60er Jahre gleich hinter dem Hauptbahnhof Kohle gefördert wurde. Auf dem einstigen Zechengelände an der Buschhausener Straße ist ein modernes, in Grün gebettetes Gewerbegebiet entstanden, auf dem früheren Alstadener Zechengelände sieht man heute schicke Eigenheime und liebevoll gepflegte Gärten. Das Gelände der 1974 stillgelegten Zeche Jacobi in Klosterhardt – 1984 erwischte es auch die Kokerei Jacobi – bietet die Möglichkeit zur Schaffung eines neuen Erholungsgebietes für die Bürger. Diese aus städtebaulicher Sicht positive Auswirkung des Zechensterbens hat sich die Stadt mit einer schweren Strukturkrise ihrer Wirtschaft teuer erkauft. Folgende Zahlen sprechen eine deutliche Sprache: 1962 beschäftigte der Oberhausener Bergbau 18.670 Arbeiter und Angestellte, 1985 nur noch 4.275. Die schwierige Lage des Bergbaus ist auch im Zusammenhang mit der Stahlkrise zu sehen. 1960 gab es in der Eisen- und Stahlerzeugung in Oberhausen 13.322 Arbeitsplätze am 30. Juni 1985 waren es nur noch 4.478.

Oberhausens Strukturprobleme resultieren aus dem Umstand, daß ausgerechnet die beiden Wirtschaftszweige infolge Überkapazitäten in der Krise stecken, denen – neben der Eisenbahn – unsere Stadt ihre Existenz zu verdanken hat. Bergbau und Eisenindustrie bildeten über ein Jahrhundert lang die tragenden Pfeiler des Oberhausener Wirtschaftslebens. Am Anfang der industriellen Entwicklung im heutigen Stadtgebiet stand die 1808 gegründete, 1873 in Gutehoffnungs-



Zechensterben in unserer Stadt: Den durch die Kohlenkrise und ihre Folgen für den Oberhausener Bergbau ausgelösten städtebaulichen Wandel dokumentiert die Luftaufnahme oben aus dem Jahr 1970. Zwischen den beiden Fördertürmen der 1968 stillgelegten Concordia-Schachanlage II/III an der Concordiastraße wartet die alte Kohlenwäsche auf die Sprengung. Im Hintergrund ist bereits die Betonplatte für das Bero-Center gegossen. Der Schacht II (rechts) blieb für die Wasserhaltung in Hamborner Gruben erhalten. Die Sprengkommandos machten ganze Arbeit. Auf nebenstehendem Bild wird ein turmartiges Gebäude der 1974 stillgelegten Zeche Jacobi in Klosterhardt „gefällt“.



hütte, Aktienverein für Bergbau und Hüttenbetriebe, umgewandelte Hüttengewerkschaft und Handlung Jacobi, Haniel und Huysen. Der Bergbau schuf die Voraussetzungen dafür, daß die GHH ihre spätere Bedeutung erlangen konnte, er war somit am schnellen Wachsen Oberhausens zur Großstadt maßgeblich beteiligt.

Franz Haniel schuf den modernen Bergbau

Als Schöpfer des modernen Ruhrbergbaus gilt der Industriepionier und GHH-Mitgründer Franz Haniel (1779–1868). Im Wettlauf mit seinem ärgsten Konkurrenten Mathias Stinnes gelang es ihm 1834, die mehr als 100 m mächtige Mergeldecke über den Kohlenflözen des Ruhrgebietes zu durchstoßen und den Schacht „Franz“ in Schönebeck an der Essen-Mülheimer Grenze niederzubringen. Wegen unüberwindbarer technischer Schwierigkeiten mußte die erste Mergelzeche bald wieder geschlossen werden.



Pionier des modernen Ruhrbergbaus: Franz Haniel (1779 bis 1868).

Aber Franz Haniel hatte mit seiner Pioniertat den Weg nicht nur zu mehr Kohle, sondern auch zu besseren Kohlequalitäten gewiesen. Die für die Verkokung geeignete Fett-

kohle, die für die Entwicklung des Ruhrgebiets zum Zentrum der Schwerindustrie entscheidende Kohleart, war nur durch das Abteufen von Mergelschächten erreichbar. Technisch möglich wurde der Übergang vom waagerechten Stollenbetrieb zum senkrechten Schachtbau durch die Dampfmaschine, die eingesetzt wurde, um stärkere Wassereinbrüche abzupumpen. Die von Haniel in Schönebeck eingesetzte Dampfmaschine stammte aus der Sterkrader Maschinenbauwerkstatt der späteren GHH.

Wie Hans-Josef Joest in einem 1982 erschienenen Buch über den GHH-Konzern feststellt, besteht das besondere Verdienst des weit-sichtigen Industriellen und Kaufmanns Franz Haniel darin, den engen Zusammenhang zwischen Bergbau und Hüttenwesen erkannt zu haben. Ohne guten Koks waren keine guten Eisenqualitäten zu schmelzen, mit denen sich die Ruhrhütten gegen die Konkurrenz aus England behaupten konnten. Als es auf der Friedrich-Wilhelm-Hütte in Mülheim gelungen war, mit Hilfe von Steinkohlekoks Eisenerz zu schmelzen, drängte Haniel in der hiesigen Hüttengewerkschaft auf die Umstellung von der Holz- auf die Steinkohle-Koksfeuerung. 1855 konnten auf der Eisenhütte Oberhausen I die ersten beiden Koks-hochöfen angeblasen werden. Joest: „Der Koks heizte die Hochöfen an, diese wiederum den Bergbau.“

Nicht nur der steigende Koksbedarf der sich mächtig entfaltenden Hüttenindustrie, auch die im Ausbau befindliche Eisenbahn brachte die Kohleförderung in Schwung. Zudem begünstigte das 1843 vom preußischen König erlassene Gesetz über die Gründung von Aktiengesellschaften, das die bis dahin geltende staatliche Vormundschaft über den Bergbau aufhob und die Möglichkeit bot, das finanzielle Ri-

siko auf viele Schultern zu verteilen, das Abteufen neuer Schächte. Eine der ersten Bergbau-Aktiengesellschaften war die 1850 ins Leben gerufene Concordia. Die GHH-Gründerfamilien Haniel und Huysen waren mit von der Partie, als 1850 bis 1853 mit Concordia I auf der Lipperheide der erste Schacht auf dem heutigen Stadtgebiet abgeteuft wurde. Erster Concordia-Vorstandsvorsitzender war Carl Haniel, ein Neffe von Franz Haniel; dessen Schwager Heinrich Huysen war Vorstandsmitglied. Als Besitzer eines Paketes von 70 Concordia-Aktien hatte Franz Haniel ein Mitspracherecht.

„Oberhausen erste Hüttenzeche“

Aber das Concordia-Engagement genügte dem Namensgeber der Zeche Franz Haniel nicht, er ging einen Schritt weiter und schuf – nach englischem Vorbild – mit der Zeche Oberhausen im Ruhrgebiet einen neuen Bergwerkstyp: die Hüttenzeche; sie nahm als Zeche Königsberg 1857 die Förderung auf. Schreibt Joest: „Als Mitbesitzer der Hüttengesellschaft wollte er deren Hochöfen aus werkseigenen Kohlegruben versorgen, unabhängig von Absatzschwankungen, unabhängig von fabriknah mit der für die Kokerzeugung erforderlichen Kohlequalität.“ Die GHH führte dieses Konzept, den Verbund von Kohle und Stahl, konsequent weiter durch.

Aus dem Flöz „Laura-Victoria“ nahm die GHH-Zeche Osterfeld 1879 die Förderung auf. Dieser Zeche wurde 1893 eine Großkokerei mit 120 Öfen angeschlossen. Bereits Mitte der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts konnte die GHH ihren gesamten Kohlebedarf aus eigener Förderung decken. Dennoch schloß das Unternehmen sein Grubenfeld weiter auf. Um die Jahrhundertwende kamen die Zechen Sterkrade, Hugo Haniel, Vondern und schließlich – kurz vor dem ersten Weltkrieg – Jacobi hinzu. Die letzte Etappe im Ausbau der Kohlen-

Schicksal“, liest man im Oberhausener Heimatbuch von 1964. In den 20er Jahren mußten Subventionen des preußischen Staates – die Hibernia war 1917 verstaatlicht worden – die Zeche Alstaden zeitweilig über Wasser halten. Die Stilllegung Ende 1972 erfolgte unter der Regie der Ruhrkohle AG, die ins Leben gerufen wurde, um den schwer angeschlagenen Ruhrbergbau neu zu ordnen.

Nur noch eine fördernde Schachtanlage

Seit dem 1. Januar 1973 ist das Stadtgebiet südlich der Kanallinie

bergbaufrei. Seit dem 31. März 1974, als auf Jacobi in Klosterhardt der letzte mit Kohle gefüllte Förderwagen im Schacht nach oben gezogen wurde, gibt es in der einstigen Bergbaustadt Oberhausen mit „Osterfeld“ nur noch eine fördernde Schachtanlage. Und auch deren Weiterbestehen stand auf des Messers Schneide. In der zum 100-jährigen Bestehen 1979 von Günter Hegermann und Hans Pinta nachgezeichneten Geschichte der Schachtanlage heißt es dazu: „In der allgemeinen Krisensituation des deutschen Steinkohlenbergbaus

hatte auch die Zeche Osterfeld 1971 ihren Tiefpunkt erreicht. Die Frage einer Stilllegung wurde in den zuständigen Gremien hart diskutiert.“ Vom Betriebsergebnis her war Osterfeld eines der schwächsten Glieder in der Zechenkette der Einheitsgesellschaft.

Wie in der Jubiläumsschrift weiter ausgeführt wird, lieferten der traditionell günstige Kokereistandort – die Kokerei Osterfeld wurde nach den neuesten Erkenntnissen der Kokertechnik ausgebaut – und vor allem die umfangreichen Kohlenvorräte im Nordfeld, auf dem Lohberger Horst, die wichtigsten Argumente für ein Überleben der Zeche. Im Nordfeld warten 163 Millionen Tonnen guter Koks-kohle – ihre Qualität liegt weit über dem Ruhrdurchschnitt – in einer gewinnbaren Teufe bis 1.500 m auf ihre Förderung. Zum Vergleich: Die derzeitige Jahresleistung von Osterfeld beträgt 2,25 Millionen Tonnen.

Wo steht der Oberhausener Bergbau heute? In einem Gespräch mit Bergwerksdirektor Dr. Uwe Kugler und Stabsstellenleiter Dipl.-Ing. Hans Pinta über diese Frage wurde deutlich, daß im zurückliegenden Jahrzehnt enorme Anstrengungen zur Leistungssteigerung und damit zur Zukunftssicherung des letzten Oberhausener Bergwerks unternommen wurden. Bergwerkschef Dr. Kugler: „Wir haben unter Tage ein völlig neues Bergwerk geschaffen.“ In dem mit neuesten Methoden

erschlossenen Grubenfeld bilden die Zechen Osterfeld und Sterkrade sowie der in den 60er Jahren abgeteufte Nordschacht die drei Eckpfeiler des Bergwerks. Die Förderschächte und die Aufbereitung blieben in Osterfeld, die Materialversorgung wurde auf Sterkrade konzentriert, wo die Bergwerksdirektion sitzt und sich die zentrale Grubenwarte sowie der den gesamten Grubenbetrieb mit Frischluft versorgende Großlüfter befinden.



Auch das Bild oben gehört der Vergangenheit an: der architektonisch ansprechend gestaltete Eingang zur Schachtanlage Jacobi, die kurz vor dem ersten Weltkrieg in Betrieb genommen und 1974 stillgelegt wurde. Die Fensterscheiben sind geborsten, auf dem Parkplatz wuchert das Unkraut. Der letzte Jacobi-Förderwagen rollte am 30. März 1974 auf die Hängebank im Schacht II.



Schichtwechsel auf Zeche Sterkrade. 4275 Mitarbeiter zählt der Oberhausener Bergbau heute.

Die Untertagebelegschaft fährt je zur Hälfte auf Sterkrade und im Nordschacht ein. Die Grubenbahn befördert nur noch die Kumpel und das Material, die Kohle rollt auf einer insgesamt 10,5 km langen Bandstraße zum Förderschacht. Die Abbaubetriebe werden von Sterkrade und vom Nordschacht aus elektronisch überwacht und gesteuert. Dr. Kugler: „Das Bergwerk Osterfeld hat auf diesem Gebiet Pionierarbeit geleistet.“

Mit einer mittleren Gewinnungstiefe von 1.050 m gehört Osterfeld zu den tiefen Gruben an der Ruhr, die Hauptfördersohle erreicht eine Tiefe von 1.250 m. Die in diesen Tiefen herrschenden Druckverhältnisse stellen besondere Anforderungen an die Standfestigkeit der Grubenausbau. Hier ist die Betontechnik dem Bergbau zu Hilfe gekommen. Vom Nordschacht aus werden täglich 170 Tonnen Beton vollautomatisch und elektronisch gesteuert unter Tage hinter die stählernen Ausbaubögen geblasen. Die modernste Klimaanlage im bundesdeutschen Bergbau –

der übertägige Teil dieser Anlage ist ebenfalls auf dem Nordschacht stationiert – sorgt für angenehme Arbeitsbedingungen vor Ort.

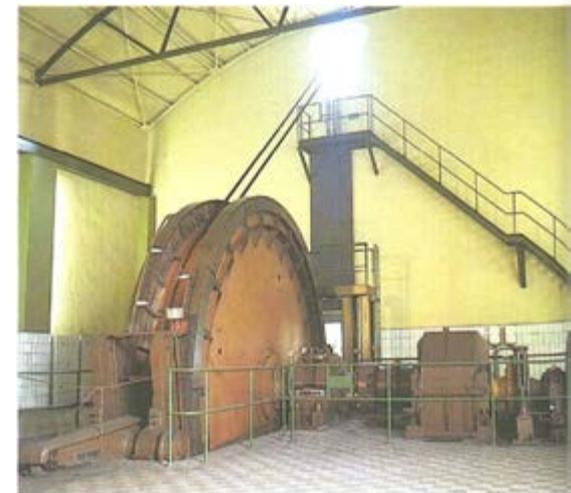
Halbe Milliarde investiert

Im Rahmen des vom Ruhrkohle-Vorstand verabschiedeten Plans zur Anpassung der Förderung an den Absatz mußten auf Osterfeld seit Ende 1983 etwa 1.200 Arbeitsplätze (einschließlich Fremdfirmen) abgebaut werden, wurde die Tagesförderung von 10.500 auf 9.200 Tonnen gesenkt. Gleichzeitig stieg die Untertageleistung pro Mann und Schicht von 3,6 auf 4,2 Tonnen. Diese die Wirtschaftlichkeit des Bergwerks erhöhende Leistungssteigerung war nur durch den großzügigen, unter Einsatz der modernsten Technik erfolgten Grubenausbau möglich. In 15 Jahren wurde in diesen Ausbau fast eine halbe Milliarde Mark investiert. Jüngste Großinvestition war mit 36 Millionen DM der Ausbau von Schacht II der Zeche Sterkrade mit dem am 3. Juni 1985 in Betrieb genommenen supermodernem, 42 m hohen neuen Förderturm, der das noch an die Gründerzeit des Bergbaus erinnernde Fördergerüst

abgelöst hat. Geliefert und auf die Beine gestellt wurde der neue Förderturm von der GHH Sterkrade, die in der Bergbautechnik eine führende Rolle gespielt hat und auf diesem Gebiet Weltgeltung besaß.



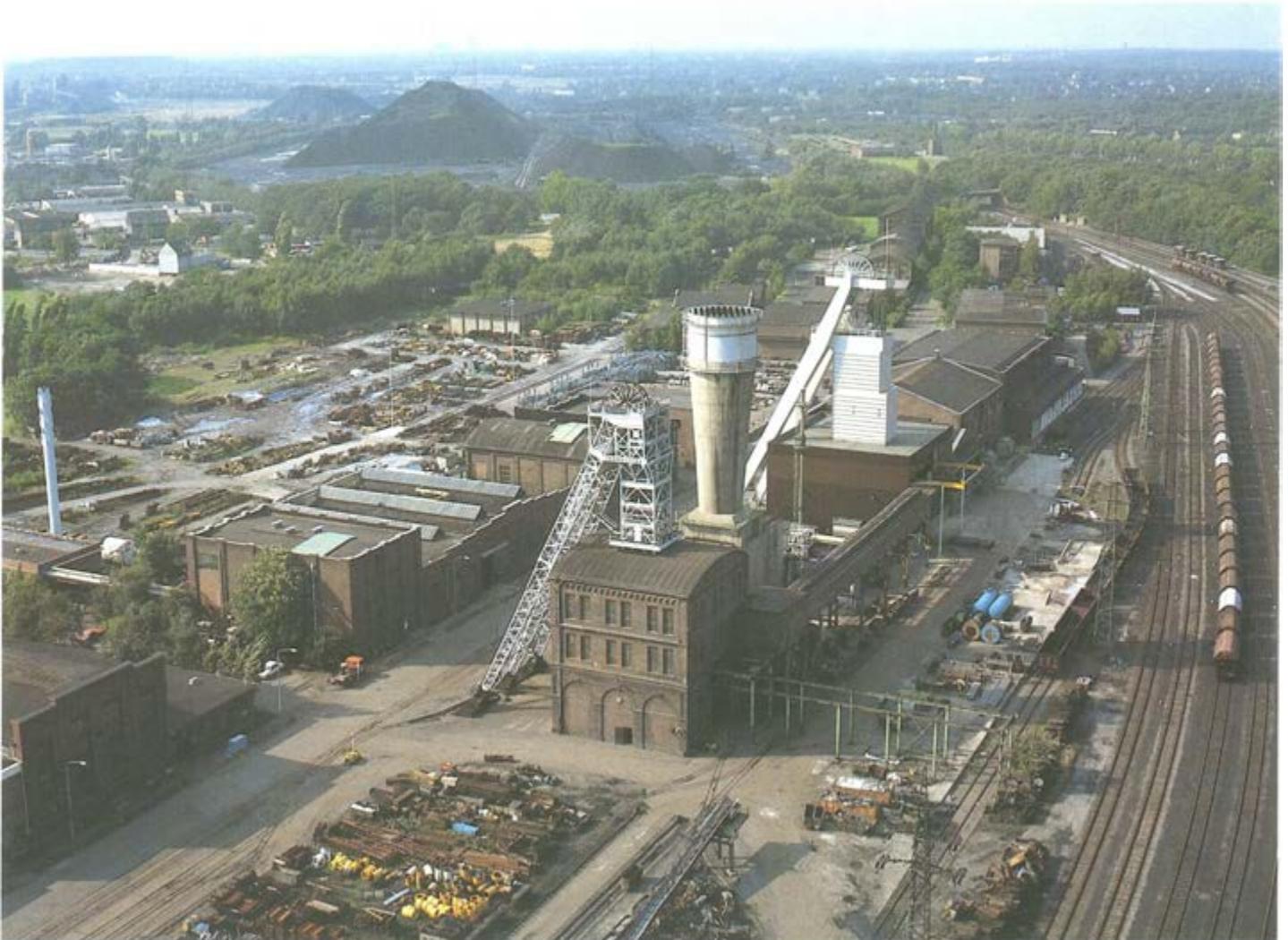
Neues Sterkrader Wahrzeichen: der am 3. Juni 1985 in Betrieb genommene supermoderne, von der GHH Sterkrade gelieferte 42 m hohe Förderturm an der von-Trotha-Straße. In den Ausbau von Schacht II der Zeche Sterkrade wurden 36 Millionen DM investiert. Unten: die Fördermaschine auf Zeche Sterkrade.





„Der neue Sterkrader Gigant macht deutlich“, schrieb die Werkszeitschrift der Ruhrkohle, „daß es mit dem Bergbau in dieser Stadt weitergeht.“ „Wir wollen unseren verdammten Pütt am Leben erhalten“ – das von Osterfelder Bergleuten auf dem Höhepunkt der Kohlenkrise in grimmiger Entschlossenheit geprägte Schlagwort hat heute noch Gültigkeit, kennzeichnet die Stimmung im Oberhausener Bergbau.

Bergwerksdirektor Dr. Uwe Kugler (2. v. r.), Stabsstellenleiter Dipl.-Ing. Hans Pinta (l.) und der Leiter der Pressestelle der Bergbau AG Niederrhein, Peter Wentscher (r.), im Gespräch mit dem Autor dieses Berichts. – Unten: Zeche Sterkrade aus der Vogelschau.



HEIRATS- INSTITUT FÜR PAPAGEIEN

von Martina Schlingmann

Sie haben ein buntes Federkleid, Greiffüße – zwei Zehen nach vorn, zwei nach hinten –, einen kräftigen Schnabel – der hilft beim Klettern. Sie leben vorwiegend auf Bäumen, suchen dort ihre Nahrung und brüten in Höhlungen. Stop – hier muß der Steckbrief einen Zusatz bekommen: Sie leben häufig in Käfigen, finden ihre Körner im Futternapf und nisten höchst selten.

Von Papageien ist die Rede, von denen in tropischer Freiheit und denen in europäischer Gefangenschaft. Die einen drohen auszusterben, weil auf Profit bedachte Hässcher sie ihrem natürlichen Lebensraum entreißen, die anderen können sich nicht vermehren, weil sie oft zum Einzelgängertum verurteilt sind, oder die hiesigen Lebensbedingungen ihrem Fortpflanzungstrieb nicht entgegenkommen – zumeist jedenfalls. Denn es gibt Ausnahmen – zum Glück für die farbenprächtig schillernden Tiere, zur Freude ihrer Liebhaber.



Im Oberhausener Norden existiert ein „Papageien-Hort“. Wer dieses „Internat der Exoten“ nicht kennt, würde daran vorbeilaufen: Ein Einfamilienhaus, wie viele andere in der Straße mit einem Zaun rund um weitläufiges Grün. Nur ein kleines Türschild weist auf das „Privatinstitut für Papageienforschung“ hin. Doch manchmal „ent-

tarnt“ sich das versteckt liegende Gartenhäuschen, dann nämlich, wenn schrilles Kreischen auf die Straße dringt. Das ohrenbetäubende Konzert veranstalten die derzeit fünfzehn Amazonen von Werner Lantermann.

Genus Amazona – der Name geht nicht auf das asiatische kriegerische Frauenvolk der Antike zurück. Der französische Naturforscher Lesson, der der Gattung 1830 den Namen gab, wurde wohl von neuzeitlichen Erkenntnissen geleitet. Schließlich hatte der Schwede Carl von Linné



schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Psittacus (Papageien) in den Urwaldregionen beiderseits des Amazonas beschrieben.

Vor vier Jahren gründete Werner Lantermann zusammen mit dem Oberhausener Biologen Volker Wagener das Institut zum Schutz der Papageien. Ziel ist es, die großen Vögel in der Gefangenschaft zum Brü-



In den schillernden Farben präsentieren sie sich, gleich ob sie in Süd-Amerika, Afrika, Australien oder Indonesien ihr ursprüngliches Zuhause hatten.

ten zu bringen, um die hier bestehende Nachfrage zu befriedigen und so die noch in Freiheit lebenden Artgenossen zu schützen.

Gar kein leichtes Unterfangen, denn Papageien sind äußerst wählerisch. „Sie können nicht einfach zwei Tiere zusammensetzen und darauf hoffen, daß sie brüten,“ erklärt der Experte. „Die Papageien müssen harmonisieren, müssen innerhalb einer großen Gruppe selbst zueinander finden.“ Abgesehen davon ist es gar nicht so einfach, unter den Papageien Männchen und Weibchen auszumachen. Gefieder und Schnabel geben nur vage Hinweise. Geschlechtsorgane sind überhaupt nicht zu erkennen. Außerdem ist so gut wie nichts über den Zeitpunkt der Geschlechtsreife dieser Tiere bekannt, die ein Menschenalter mit Leichtigkeit überleben.

Nicht zuletzt ist die Einweisung in monatelange Quarantäne ein Hemmnis. „Die Vögel sind dann oft physisch und psychisch so belastet, daß an Brüten in den ersten drei Jahren kaum zu denken ist. Ja, und dann ist unser ruppiges Klima für die an Wärme und Feuchtigkeit gewöhnten Tiere nicht gerade förderlich,“ erläutert der Ornithologe.

Dennoch haben Geduld und Umsicht im Oberhausener Institut zum Erfolg geführt. Hier schlüpfen die ersten deutschen Grünwangenamazonen und Schwarzohrpapageien – siebzehn an der Zahl.

Und damit wurde der Oberhausener Vogelfreund inzwischen zum Partner vieler zoologischer Gärten in der Bundesrepublik. So kommen Papageien aus Hannover, Bochum und Duisburg in die Holtener Obhut und kehren erst dann in ihre Heimatvolieren zurück, wenn sie einen Partner gefunden und erfolgreich gebrütet haben, denn: „Wenn es bei einem Paar einmal geklappt hat, klappt’s immer wieder.“

Bei der Partnersuche leistet eine

Behörde Hilfestellung, mit deren Unterstützung man zunächst überhaupt nicht gerechnet hatte: Der Zoll klopfte schon mehrmals beim Institut an, wenn er nach einer Bleibe für illegal eingeführte Vögel suchte.

Derartige Professionalität hätte der studierte Theologe sich zu Beginn seiner Papageienleidenschaft nicht träumen lassen. Angefangen hat alles mit einem in den Käfig gesperrten Exoten. Über Wissensdurst, mehr über den gefiederten Hausfreund zu erfahren, wurde dem Oberhausener die Bedrohung dieser Vogelart bewußt. „Eigentlich war es da schon zu spät“, erinnert er sich heute. Die Jäger der lernfähigen Tiere hatten bereits wahre Vernichtungsexpeditionen gestartet.

Zunächst waren die bunten Vögel in großer Zahl aus Indonesien und Australien ausgeführt worden, bis die dortigen Regierungen 1960 ein generelles Stop erklärten. Mitte der siebziger Jahre setzte dann, so Lantermann, ein Run auf die südamerikanischen Tiere ein. Und der hatte nicht zuletzt zur Folge, daß inzwischen 317 der 320 Papageienarten auf der Naturschutzliste stehen – vierzig davon mit dem Vermerk „stark bedroht“.



Auch die medizinische Versorgung ist gesichert.

Um Vertrauen muß man stets bemüht sein.





Neugier ist ihre hervorstechende Eigenschaft.

*Sympatische Gäste im Papageienhaus:
Europäische Waldkäuze.*



Verständlich, daß die seit zwei Jahren intensiv betriebenen organisierten Züchtungen Probleme haben, den Bestand zu sichern. Dabei kommt es keinesfalls mehr darauf an, verschiedene Arten zu kreuzen. „Wir wollen nicht viele neue Arten, sondern viele Tiere der Urpopulationen züchten.“ Denn nur diese Urpopulationen wären von ihrem Aussehen her in der Lage, in Freiheit zu überleben. Ob es jemals nötig oder möglich sein wird, gezüchtete Papageien auszusetzen, um ihren Fortbestand auch in den Urwaldregionen zu gewährleisten, ist noch nicht geklärt. Fest steht jedoch, daß ein Vogel, der kein im Blätterdschungel schützendes grünes Federkleid mehr hat, sondern grell gelb leuchtet, seinen Feinden reichlich Angriffssignale liefert.

Auch sonst ist das Team im Institut darauf bedacht, die natürlichen Lebensformen seiner Schützlinge zu wahren. So sollen die Papageien in erster Linie ihre Artgenossen als Partner anerkennen und nicht den Menschen. „Wenn Papageien sprechen, heißt das doch nichts anderes, als daß sie sich dem Menschen an-

passen. Oft wissen diese Tiere mit einem anderen Vogel nichts mehr anzufangen“, lautet der kritische Kommentar des Züchters, während er wenig zufrieden auf „Jacko“ schaut.

Der Graupapagei ist ein Nesthäkchen, von seinem ersten Herrn dressiert und dann weitergereicht worden. Heute ist „Jacko“ nur dann rundherum zufrieden, wenn Menschen in seiner Nähe sind. Zu den Artgenossen in den Nachbarvolieren hat er keinen Bezug. Sie sind ihm fremd. Aber das im Prinzip verhaltensgestörte Tier hat im Institut jetzt seine Heimat, denn „man kann ihn ja nicht wieder weggeben. Dazu bin ich auch zu sehr Tierfreund.“

Schließlich gibt's da auch noch die Verhaltensforschung. Werner Lantermann beobachtet mit Hilfe einer Videokamera, wie die Papageien sich gebärden, wenn sie keinen Menschen in der Nähe glauben. Damit will der Autor zweier Fachbücher und eines demnächst erscheinenden „Papageien-Lexikons“ seinen Beitrag zur Forschung leisten. Aber nicht allein das Sozialgefüge der Papageien und deren Einordnung in das zoologische System sind ihm ein Anliegen. Er will auch verwandte Arten beobachten und beherbergt darum zwei Waldkäuze, „auch wenn es oft unangenehm ist, denn die verlangen ja immer Lebendfutter.“ Die Verwandtschaft „unteren“ Grades wird demnächst ebenfalls untersucht: Tauben werden in den Holtener Garten einziehen.

Aber neben aller Wissenschaftlichkeit steht, wie der Fall Jacko beweist, die Liebe zu Tieren im Vordergrund der Institutsarbeit. So finden immer wieder halb verhungerte, erschöpfte oder kranke Tiere Zuflucht bei den Oberhausener Ornithologen. Sie können auf gute Pflege zählen, wie ein Graureiher, der hier im vergangenen Winter Schutz vor der Kälte suchte.



BUS

Stadtwerke hatten den teuersten Straßenbahnfahrer der Welt

von Dietrich Behrends

Die 88jährige Geschichte des Verkehrsbetriebes der Stadtwerke Oberhausen AG weist einige Besonderheiten, ja Superlative auf, die wesentlich größere Nahverkehrsunternehmen nicht zu bieten haben. Schon der Start am 4. April 1897 erfolgte unter ungewöhnlichen Bedingungen. Als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts das damals neue Verkehrsmittel Straßenbahn in Fahrt kam, war es die Regel, daß die Städte den Betrieb Unter-

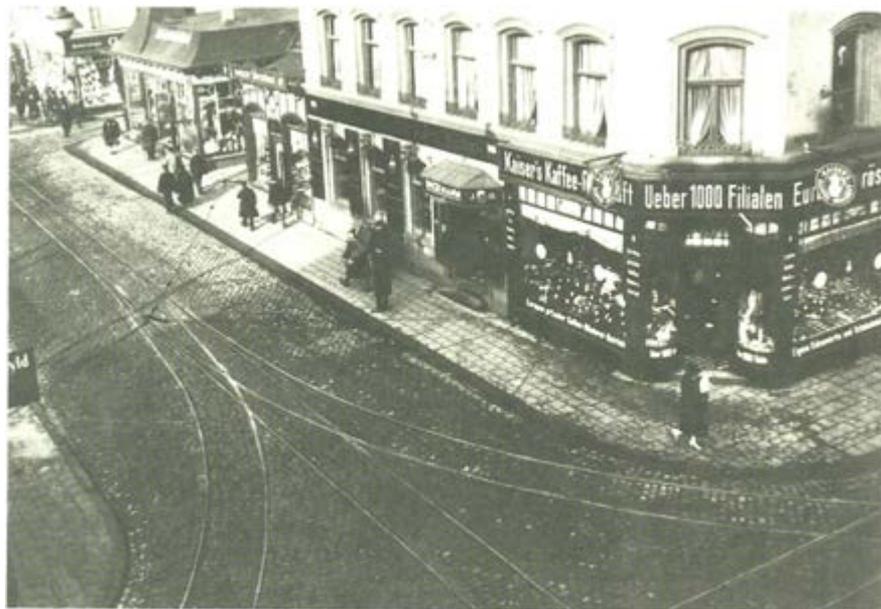


Den Wind um die Nase wehen lassen mußten sich auf dem offenen Perron die Fahrer der ersten Motorwagen der Oberhausener „Elektrischen“.

nehmen überließen. Die Oberhausener Straßenbahn war der erste städtische Verkehrsbetrieb in Deutschland. Als die Stadt unter Bürgermeister Otto Wippermann das Wagnis einging, den Straßenbahnbetrieb in eigener Regie durchzuführen, zählte sie erst etwa 30 000 Einwohner. An der Jungfernfahrt mit fünf Wagen auf der ersten Strecke von der Grenz- Ecke Mülheimer Straße durch die Marktstraße zum Bahnhof und von dort weiter über

Brücktor, Werksgasthaus und durch die Essener und Osterfelder Straße zur damaligen Endhaltestelle Neues Walzwerk und wieder zurück zum Bahnhof nahmen so prominente auswärtige Gäste wie Regierungspräsident Freiherr v. Rheinbaben und Eisenbahnpräsident Todt teil. Krönender Abschluß der Oberhausener Straßenbahnpremiere war das Festessen für etwa hundert Gäste im Bahnhofsrestaurant. Die Neue Oberhausener Zeitung berichtete: „Da Speisen und Getränke wieder vorzüglich waren, herrschte bald eine prächtige Stimmung, die durch die verschiedenen Toaste immer mehr gehoben wurde.“

Die Oberhausener „Elektrische“ nahm ihren Betrieb mit zehn Trieb- und drei Beiwagen auf, die im Ringverkehr auf der von Siemens & Halske angelegten Strecke gemächlich durch die teilweise recht unvollkommen befestigten Straßen ratterten: Vom Brücktor aus gab es eine Verbindung über die Mülheimer Straße am Depot vorbei bis zur Grenzstraße. Diese Ringlinie war 7,1 km lang. Der billigste Fahrschein



Durch die Marktstraße ratterte vor dem zweiten Weltkrieg die Straßenbahn; hier die Kreuzung Stöckmannstraße.

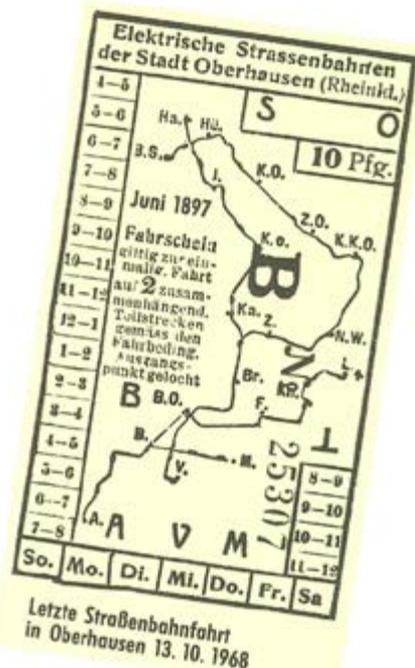
kostete 10 Pfennig. Erste zahlende Fahrgäste waren Friedrich Rating und seine ihm frisch angetraute Braut. Das junge Paar trat mit der Straßenbahn die Hochzeitsreise an, die vom Bahnhof aus fortgesetzt wurde. Fahrgast Nr. 1 Rating war 50 Jahre später Ehrengast bei der schlichten Jubiläumsfeier der Straßenbahn im schweren Nachkriegsjahr 1947 im Werksgasthaus. Ende März 1905 beschloß die Oberhausener Stadtverordnetenversammlung, den damaligen Direktor der „Städtischen Gas- und Elektrizitätswerke“, Graumann, zusätzlich die Leitung der „Elektrischen Straßenbahn“ zu übertragen. „Das war die Geburtsstunde der Stadtwerke Oberhausen“, heißt es in der Chronik des Unternehmens.

Schon bald nach ihrem Start war die Oberhausener Straßenbahn über die Stadtgrenze hinaus nach Norden vorgedrungen. Noch im Eröffnungsjahr erreichte die Bahn die selbständige Gemeinde Sterkrade, Endhaltestelle war zunächst Hagelkreuz. Die Osterfelder Strecke wurde 1900 bis zur Ortsmitte der zu Westfalen gehörenden Gemeinde und ein Jahr später über die Vesti-

sche Straße bis Bahnhof Sterkrade verlängert. Genau 30 Jahre nach der Eröffnungsfahrt wurde am 4. April 1927 die letzte Neubaustrecke Holten eröffnet.

Argument für Groß-Oberhausen

Von diesem Zeitpunkt an erfaßte das Gleisnetz der Oberhausener Straßenbahn fast das gesamte heutige Stadtgebiet. Damit war zwei Jahre vor der kommunalen Neuordnung von 1929 die Groß-Oberhausener Lösung schon vorgezeichnet. In der harten Auseinandersetzung um die Neuordnung lieferte neben der Großindustrie – die Werksanlagen der GHH waren auf Oberhausen, Sterkrade und Osterfeld verteilt – die Straßenbahn das entscheidende Argument für die Lösung, die durch das Streckennetz wie durch eine Klammer zusammengehaltenen drei Städte zu einer Gesamtstadt Groß-Oberhausen zusammenzufassen. In kaum einer anderen Kommune hat die Straßenbahn für die Stadtentwicklung eine so wichtige Rolle gespielt wie in Oberhausen. Als Anachronismus ist die Tat-



Letzte Straßenbahnfahrt in Oberhausen 13. 10. 1968

sache zu werten, daß die „Vestische“, auf alte Konzessionsrechte pochend, 56 Jahre nach der Eingemeindung von Sterkrade und Osterfeld noch Buslinien ohne Gemeinschaftsverkehr mit den Stadtwerken betreibt.

Eldorado für Tramfans

Mit fast 70 km erreichte das Gleisnetz der Straßenbahn im Jahr 1963 seine größte Ausdehnung, mit 101 Fahrzeugen 1960 den umfangreichsten Wagenpark und mit 765 Beschäftigten den höchsten Personalstand. Mit ihren Schienenfahrzeugen konnten die Stadtwerke zu dieser Zeit keinen Staat machen. Die meisten durch unsere Stadt ratternden Motorwagen und Anhänger stammten aus zweiter Hand, waren gebraucht in halb Deutschland zusammengesammelt. Die Vielfalt der Straßenbahntypen im Oberhausener Stadtbild wurde noch gesteigert durch die unterschiedlichen Wagen der nach Oberhausen hineinfahrenden Nachbargesellschaften: der Vestischen, Essener, Duisburger und Mülheimer Straßenbahn. Oberhausen dürfte die Stadt mit dem buntesten Straßenbahnbild gewesen sein: ein Eldorado für Tramfans. Anfang der 60er Jahre tauchten in unserer Stadt moderne Straßenbahnwagons auf, so auf der Linie 1 der von der Lieferfirma Westwaggon in Zusammenarbeit mit den Stadtwerken speziell für Oberhausen entwickelte dreiteilige Gelenkwagen mit schwebendem Mittelteil.

Der jedoch insgesamt veraltete, für den rationellen schaffnerlosen Betrieb ungeeignete Wagenpark und der nicht sonderlich gute Zustand der Gleisanlagen als Folge der ständigen Bergschäden spielten eine Rolle bei den Überlegungen, die schließlich in die Entscheidung mündeten, den Oberhausener Personennahverkehr auf Busbetrieb umzustellen. Hinzu kamen städtebauliche und strukturelle Gründe. Die für einen reibungslosen und da-



Der technische Fortschritt bei der Unterhaltung der Oberleitung wird auf dem oberen Bild aus dem Anfang der 20er Jahre demonstriert: Die von einem Pferd gezogene Arbeitsbühne wurde damals durch einen motorisierten Montagewagen ersetzt. – Wie das untere Bild zeigt, gab es auch schon in den 20er Jahren Verkehrssicherheitsaktionen. In Sütterlinschrift mahnen Spruchbänder an dem ersten Straßenbahnwagen: „Warte, bis der Wagen hält!“ und „Springe nicht auf während der Fahrt!“.



mit leistungsfähigen Straßenbahnbetrieb meist zu schmalen Straßen mit ihren für Großraumwagen zu engen Kurven in den Zentren der drei Stadtteile waren beim Wiederaufbau nach 1945 nicht verbreitert worden. Nur auf verhältnismäßig kurzen Streckenabschnitten konnte die Straßenbahn zweigleisig auf der Fahrbahnmitte rollen. Der breite Industriegürtel mitten im Stadtgebiet zwischen Alt-Oberhausen im Süden und Sterkrade und Osterfeld im Norden bedeutet für den Nahverkehr ein Vakuum – eine strukturell bedingte Situation, der die Straßenbahn mit ihrem starren Linien-

netz nicht gerecht werden konnte. Die Erschließung neuer Wohngebiete vor allem im Stadtnorden erforderte eine Flächenbedienung, die nur durch ein bewegliches Busliniennetz zu erreichen war.

Generalverkehrsplan

Der vom Städtebauer Prof. Schlums im Auftrag der Stadt ausgearbeitete Generalverkehrsplan fiel eindeutig zugunsten des Omnibusses aus. Gegen die Beibehaltung nur der Linie 1 als Straßenbahnlinie auf der am stärksten frequentierten Nord-Süd-Verbindung – mit eigenem Gleiskörper auf der zur Stadtautobahn ausgebauten B 223 – sprachen



Nach Mülheim-Saarn fuhr in den 30er Jahren die Linie 19. Dieser Straßenbahnwagen wurde bei einem Unfall beschädigt.



Preußische Ordnung: Blick in den Spiegel vor Dienstbeginn.

chen betriebstechnische und betriebswirtschaftliche Gründe. Nur in einer Übergangsphase hat es auf einem etwa 1 km langen Abschnitt der neuen B 223 einen solchen Gleiskörper mit einer bahnhofsähnlichen Haltestelle auf der über die Emschertalbahn führenden Brücke gegeben.

Der entscheidende Ratsbeschluss ist vom 5. Juli 1965 datiert und lautet: „Der Rat der Stadt beschließt die Umstellung der öffentlichen Personennahverkehrsmittel von Straßenbahn auf Busbetrieb. Die Durchführung dieser Maßnahme richtet sich nach den betrieblichen, wirtschaftlichen, finanziellen, vertraglichen, technischen, stadt- und regionalplanerischen Möglichkeiten, insbesondere im Hinblick auf die sozialen Belange der Belegschaft der Stadtwerke.“ Die umständliche Formulierung deutet die Vielzahl der Probleme an, die bei dieser einschneidenden Maßnahme zu bewältigen waren. Oberhausen war eine der ersten mittleren Großstädte, die Abschied von der Straßenbahn nahmen.

Mit der Linie 4 den Anfang gemacht

Der historisch zu nennende Ratsbeschluss hinkte etwas den Ereignissen nach, die Umstellung war zu diesem Zeitpunkt bereits angelaufen: Am 1. Januar 1964 auf der Linie 4 Dümpten – Lirich (die neue Buslinie 34 wurde bis Buschhausen verlängert) und genau ein Jahr später auf dem Abschnitt der Linie 2 von Buschhausen nach Bahnhof Sterkade. Nach der Ratssitzung, in der die Entscheidung fiel, wurde die Umstellung etappenweise fortgesetzt und mit der letzten Fahrt der Linie 1 am 13. Oktober 1968 abgeschlossen.

Für diese völlige Umkrepelung des Oberhausener Personennahverkehrs als Vorstandsvorsitzender verantwortlich war Dr. Gerhard Deuster, der 1961 als Nachfolger von

Direktor Dhyr die Leitung der Stadtwerke übernommen und bald die Notwendigkeit erkannt hatte, die Wirtschaftlichkeit des Verkehrsbetriebes durch wirkungsvolle Rationalisierungsmaßnahmen zu erhöhen, gleichzeitig aber das Verkehrsangebot zu verbessern und der städtebaulichen Entwicklung in den 60er Jahren anzupassen. Die praktische Durchführung der Umstellung wurde von Betriebsdirektor Karl Löhr gemeistert.

Als Sohn des Betriebsleiters des Verkehrsbetriebes der Kurstadt Baden-Baden sozusagen erheblich vorbelastet, arbeitete Löhr nach seiner Ausbildung zum Maschinenbau-Ingenieur bei der Bahnabteilung der AEG in Berlin, bevor er 1942 die Leitung des Verkehrsbetriebes der Stadtwerke Nordhausen am Südharz (heute DDR) übernahm. 1956 setzte sich Löhr in die Bundesrepublik ab und war als stellv. Betriebsleiter bei den Betrieben unserer Nachbarstadt Mülheim für den Werkstättenbereich zuständig. Zwei Jahre später kam er nach Oberhausen, wo er nach einer kurzen Einarbeitungszeit als verantwortlicher Betriebsleiter bestellt wurde. Obwohl von seiner bisherigen Tätigkeit her eigentlich „Straßenbahner“, war Löhr sich mit seinem Chef Deuster darin einig, daß der Schienenverkehr in Oberhausen auf Dauer nicht rationell zu betreiben war und deshalb in dieser Stadt keine Zukunft hatte.

Einen Korb geholt

Dr. Deuster und Löhr nahmen die Umstellung auf Busbetrieb zu einer Zeit in Angriff, als die gute alte „Elektrische“ in den größtmäßig mit Oberhausen vergleichbaren Städten noch als das bevorzugte Verkehrsmittel für den Personennahverkehr galt. Bei seinen Kollegen stieß Löhr auf Unverständnis. „In den Fachgremien des Nahverkehrs habe ich damals viel einstecken müssen“, erinnert er sich. In der

Oktobernummer 1968 der Fachzeitschrift „Der Stadtverkehr“ drückt der Verkehrsexperte Dieter Höltge aus Hannover „bei allem Verständnis für die besondere Oberhausener Situation“ sein Bedauern darüber aus, „daß Oberhausen, das bis vor zwei Jahren noch Bestandteil des zusammenhängenden rheinisch-westfälischen Straßenbahnnetzes war, nun aus diesem Netz herausgebrochen wurde.“ Später sind andere Städte bzw. Verkehrsgesellschaften dem Oberhausener Beispiel gefolgt, von den Nachbargesellschaften die „Vestische“. Unser südlicher Nachbar, bei dem sich Oberhausen vor fast neun Jahrzehnten einen Korb holte, als man Mülheim vorschlug, mit unserer Stadt eine „Straßenbahnnehe“ einzugehen, mochte sich nicht vom Schienenverkehr trennen. Nachträglich haben manche Kritiker bedauert, nicht ähnlich konsequent gehandelt zu haben.

„Begräbnisfahrt“ wurde zum Volksfest

Die Abschiedsfahrt der Linie 1 an einem Oktobersonntag des Jahres 1968 von Bahnhof Holten nach Alt-Oberhausen gestaltete sich zu einem wahren Volksfest. Ein aus sechs mit Girlanden geschmückten Wagen verschiedener Jahrgänge bestehender Konvoi rollte durch ein Spalier winkender oder den Auslöser ihres Fotoapparats betätigender Menschen. Prominenter Fahrgast in einem der Wagen war Oberbürgermeisterin Luise Albertz. Aber nicht ihr gehörte das besondere Interesse der Zeitungsreporter und Fernsehleute, sondern dem teuersten Tram-bahnfahrer der Welt, den die Stadtwerke auf dieser „Begräbnisfahrt“ der 71 Jahre alt gewordenen Oberhausener Straßenbahn präsentieren konnten. An der Kurbel des Großraumwagens im Konvoi stand nämlich der Vorstandsvorsitzende Dipl.-Ing. Gerhard Deuster.

Dazu folgende Vorgeschichte: Bei einem gemütlichen Beisammensein

im Anschluß an eine Sitzung wurde Deuster vom Aufsichtsrat dazu „verdonnert“, den letzten Straßenbahnwagen ins Depot zu fahren. Dazu benötigte Deuster einen Straßenbahnführerschein. Deuster nahm die Herausforderung an und brachte Betriebsdirektor Lühr mit dem inoffiziellen Aufsichtsratsbeschuß in Verlegenheit. Denn Lühr war gegenüber der gestrengen Aufsichtsbehörde beim Regierungspräsidenten für die Betriebssicherheit und dafür verantwortlich, daß die Bestimmungen für die Ausbildung von Straßenbahnführern eingehalten werden. In diesem besonderen Fall genehmigte Düsseldorf eine verkürzte Ausbildung. Der Stadtwerkechef nahm Fahrstunden beim Fahrmeister der Straßenbahn. Lühr überzeugte sich bei der vorgeschriebenen Prüfung von den Schienenfahrzeug-Fahrkünsten seines Chefs. Lühr in einem Erinnerungsgespräch: „Das war einmalig in der Bundesrepublik.“ Endstation der Abschiedsfahrt war die alte Hauptwerkstatt, wo „bei Bier, Schnaps, Schnittchen, Musik und Gesang“ – so ein Zeitungsbericht – die „Rau“ begangen wurde.

Möglichkeiten genutzt

Nach dem endgültigen Abschied vom Schienenverkehr konnten die Möglichkeiten des flexiblen Busbetriebes voll genutzt werden, durch Änderung der Streckenführung Lücken im Liniennetz zu schließen und durch Ausweitung des Netzes in den Außenbezirken – so in Königshardt, Schmachtdorf und Holten – ein flächendeckendes Verkehrsangebot im gesamten Stadtgebiet zu erreichen. Nach sechsjähriger Erfahrung mit dem schaffnerlosen Busbetrieb bestätigte das Gutachten einer renommierten Düsseldorfer Wirtschaftsberatung, daß die mit der Umstellung angestrebten Ziele vollauf erreicht wurden. Die Gutachter stellten u. a. fest, daß durch das verbesserte Verkehrsan-



Das Streckennetz der Straßenbahn 1963 vor Beginn der Umstellung auf Busbetrieb.

gebot und die kürzeren Fahrzeiten die rückläufige Entwicklung der Fahrgastzahlen aufgefangen und die Wirtschaftlichkeit des Wagensatzes wesentlich verbessert wurde.

Öffentlichkeitsarbeit ist heute eine Selbstverständlichkeit. Karl Lühr hat sich im Verkehrsbetrieb um diese Arbeit verdient gemacht. Er suchte den Kontakt zu „seinen Kunden“, indem er an Bürgerversammlungen in den einzelnen Ortsteilen teilnahm und ein offenes Ohr für Anregungen zu Verkehrsverbesserungen wie auch für Beschwerden hatte. Durch seine offene Art, die Probleme anzusprechen, gelang es ihm immer wieder, unzufriedene Bürger davon zu überzeugen, daß nicht alle Verkehrswünsche vor allem im Stadtnorden erfüllt werden konnten.

Der Fahrzeugbestand stieg bis 1974 auf 141 Busse. Durch die Anschaffung von Fahrzeugen mit schalldämpfend abgekapselten Motoren leisteten die Stadtwerke schon damals einen Beitrag zum Umweltschutz. Das alte, für den



Ein Wagen vom Jahrgang 1900 auf der Abschiedsfahrt am 13. Oktober 1968

Einsatz der Busse im nördlichen Teil des Liniennetzes zudem ungünstig gelegene Depot an der Mülheimer Straße, entsprach nicht mehr den Anforderungen; das galt auch für die technische Einrichtung zur Wartung und Pflege sowie zur Treibstoffversorgung der Fahrzeuge. Für die planerischen Vorarbeiten zum Bau des neuen Betriebshofs an der Max-Eyth-Straße hat Karl Löhr einen wesentlichen Beitrag geleistet.

Haus gut bestellt

Die Fertigstellung des 20-Millionen-Projekts hat Löhr nicht mehr im aktiven Dienst erlebt, er ging 1975 in den Ruhestand. Als er sich in seine schöne Heimatstadt Baden-Baden zurückzog, hatte er auch hinsichtlich der Regelung der Nachfolgefrage sein Haus gut bestellt. Sein Nachfolger Dipl.-Ing. Horst-Rüdiger Glietsch – er kam aus der hiesigen Stahlindustrie – war nach zweijähriger Tätigkeit im Verkehrsbetrieb so gut eingearbeitet, daß der Wechsel in der Betriebsleitung reibungslos vor sich ging. Glietsch

konnte am 9. Juli 1976 – es war sein Geburtstag – den nach einem Entwurf des Oberhausener Architekten Werner Seidler errichteten Neubau übernehmen, der in einem städtebaulichen Wettbewerb für Industrie- und Verkehrsanlagen die Silberplakette erhielt; „Gold“ ging damals an den Flughafen Berlin-Tegel.

An Waben gewöhnen

Mit dem Start des Verkehrsverbundes Rhein-Ruhr am 1. Januar 1980 begann ein neues Kapitel in der Geschichte auch des Oberhausener Nahverkehrs. Die Fahrgäste mußten sich an dreistellige Liniennummern – aus der Linie 1 beispielsweise wurde die „950“ – und an ein neues Tarifsystem, an die Waben gewöhnen.

Ein Nahverkehrsbetrieb in einer Stadt ist mit dieser so eng verwachsen, daß negative Entwicklungen wie Bevölkerungsrückgang und hohe Arbeitsplatzverluste als Folge von Betriebsstillegungen mit entsprechenden Auswirkungen auf den Arbeitsmarkt auch bei den jeweiligen Verkehrsunternehmen zu Buche schlagen. Bei der StOAG

ging die Zahl der Fahrgäste innerhalb eines Jahres (von 1983 bis 1984) um 6,8 vH zurück. Mit den wirtschaftlichen Problemen unserer krisengeplagten Stadt nur schwer in Einklang zu bringen, ist die erstaunliche Tatsache, daß unser Verkehrsbetrieb die Konkurrenz durch den Individualverkehr immer stärker zu spüren bekommt. Im Geschäftsbericht 1984 der Stadtwerke AG wird festgestellt, daß sich die Einwohnerzahl unserer Stadt seit 1960 um rund 33 000 verringert, die Zahl der Kraftfahrzeuge dagegen bis 1984 um rund 63 000 erhöht hat. 1960 kamen 123 Kraftfahrzeuge auf 1000 Einwohner, 1984 dagegen 418. Das sind die Oberhausener Zahlen, der Trend gilt für die meisten Städte mit Verkehrsbetrieben.

Zauberwort „Querverbund“

Unter diesen Umständen kann es nicht ausbleiben, daß der öffentliche Personennahverkehr im Bundesgebiet immer tiefer in die roten Zahlen rollt. Die aus dieser Situation sich zwangsläufig ergebenden finanziellen Belastungen treffen Oberhausen nicht so stark wie andere Städte. Warum das so ist? Das Zauberwort heißt „Querverbund“. Seit 1905 vereinen die Stadtwerke Energieversorgung und Personennahverkehr unter einem Dach. Dieser in acht Jahrzehnten sich bestens bewährte Verbund erhielt durch die auf Betreiben des Vorstandsvorsitzenden Dr. Deuster im Jahr 1971 erfolgte gesellschaftsrechtliche Neuordnung der Stadtwerke eine neue Dimension. Bis zu diesem Zeitpunkt bezogen die beiden nördlichen Stadtteile ihre elektrische Energie vom Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerk (RWE) – wie im Fall der Vestischen Straßenbahn ein Relikt aus der Zeit vor der Städtezusammenlegung von 1929. Deuster brachte das Meisterstück fertig, den Essener Stromriesen als Partner für sein Neuordnungskonzept zu gewinnen; er erreichte da-



Der neue Betriebshof der StOAG aus der Vogelschau; vor dem Eingang Betriebsdirektor Horst-Rüdiger Glietsch (r.) mit seinem Vorgänger Karl Lühr.



durch eine energiewirtschaftliche Flurbereinigung.

Gewinnbringende Beteiligungen

Aus dieser Partnerschaft ging die Energieversorgung Oberhausen (EVO) hervor, die das ganze Stadtgebiet mit Strom, Fernwärme und Gas versorgt. Sie ist außerdem im Consulting-Geschäft tätig, insbesondere auf dem Gebiet der Müllentsorgung und der Heizkraftwirtschaft. Seit 1972 ist sie auch Betriebsführerin einer der größten Müllverbrennungsanlagen Deutschlands. An dem Grundkapital dieses Energieversorgungsunternehmens sind die StOAG und das RWE je zur Hälfte beteiligt. StOAG und EVO haben einen gemeinsamen Vorstand, den Dr. Gerhard Deuster als Vorsitzender und Franz Schmitt als kaufmännisches Vorstandsmitglied bilden. In der EVO

hat die StOAG eine Tochter, die im Energiegeschäft Gewinne erwirtschaftet und dadurch in der Lage ist, der Mutter finanziell unter die Arme zu greifen. Bei dieser gesellschaftsrechtlichen Konstruktion kann die StOAG-Tochter EVO trotz der Verluste aus dem Verkehrsbetrieb die volle Konzessionsabgabe an die Stadt zahlen, was sich letztlich zum Vorteil für die Stadt auswirkt.

Neben der EVO-Beteiligung besitzt die StOAG seit 1964 die RWE-Aktien der Stadt im Finanzanlagevermögen und seit 1984 die Geschäftsanteile am Wasserversorgungsunternehmen RWW. Ein Verkehrsunternehmen mit gewinnbringenden Töchtern bzw. Beteiligungen – auch das ist eine Besonderheit, mit der die Stadtwerke Oberhausen aufwarten können.



GESCHICHTEN AUS DEM AMTSGERICHT

von Frank Lamers

„... nahm am 1. Oktober 1879 das Amtsgericht Oberhausen seinen Dienstbetrieb auf.“ – So lapidar formuliert es ein Chronist des Oberhausener Amtsgerichtes, das sich mächtiger als die Sprache des Beschreibenden am Friedensplatz ganz in der Nähe des Polizeipräsidiiums erhebt. Jedem, der nach Bösem trachtet, sollte allein der Anblick des stattlichen Gebäudes Achtung und Einhalt gebieten. Doch nicht von Anbeginn an war die Gerichtsbarkeit unserer Stadt in solch trutzigen Mauern beheimatet. „Denn“, so der Chronist im weiteren ebenso lapidar „die erforderlichen Einrichtungsgegenstände waren zu einem großen Teil von anderen Gerichten ausgeliehen bzw. übernommen worden.“

An der Straße, die auch schon damals in die Nachbarstadt Mülheim führte, stand das Gericht zur Kaiserszeit, einem Kaufmann war es abgehandelt worden, einige bauliche Veränderungen hatte man vor-

genommen, doch schon bald wurden die Räume zu eng für die stetig anwachsende Zahl der „Kunden“. Abhilfe wurde bald geschaffen: Am 2. Juli des Jahres 1907 konnte das Amtsgericht – wie es sich uns heute präsentiert – bezogen werden, nach nur zweijähriger Bauzeit.

Fuchs. du hast die Gans gestohlen ...



Der heutige Amtsgerichtsdirektor, Dr. Helmut Wohlnik, Düsseldorfer, dem man seine Herkunft anmerkt und der seine „Wiege“ nicht verleugnet, meint, daß er dem schönsten Amtsgericht im ganzen Bezirk vorstehe. Stolz führt er durch das Gebäude, weist auf die vielen Kleinigkeiten, die dieses „Haus der Justitia“ zieren, weist auf „Die Wahrheit“, „Die Sünde“, „Die Reue“ und „Die Strafe“ – alle Begrifflichkeiten dargestellt durch Frauen; nur über seinem Fenster findet sich ein Mann, hinter Gittern: Früher, da war es der Haftrichter, der in diesen Räumlichkeiten Recht sprach. Viele fehlbare Menschen hat das Amtsgericht gesehen. Die verurteilt wurden, die ein Urteil zu fällen hatten, wohl beinahe nie leichten Herzens. Heute sind es rund zweihundert Menschen, die ihren Dienst im Amtsgericht versehen.

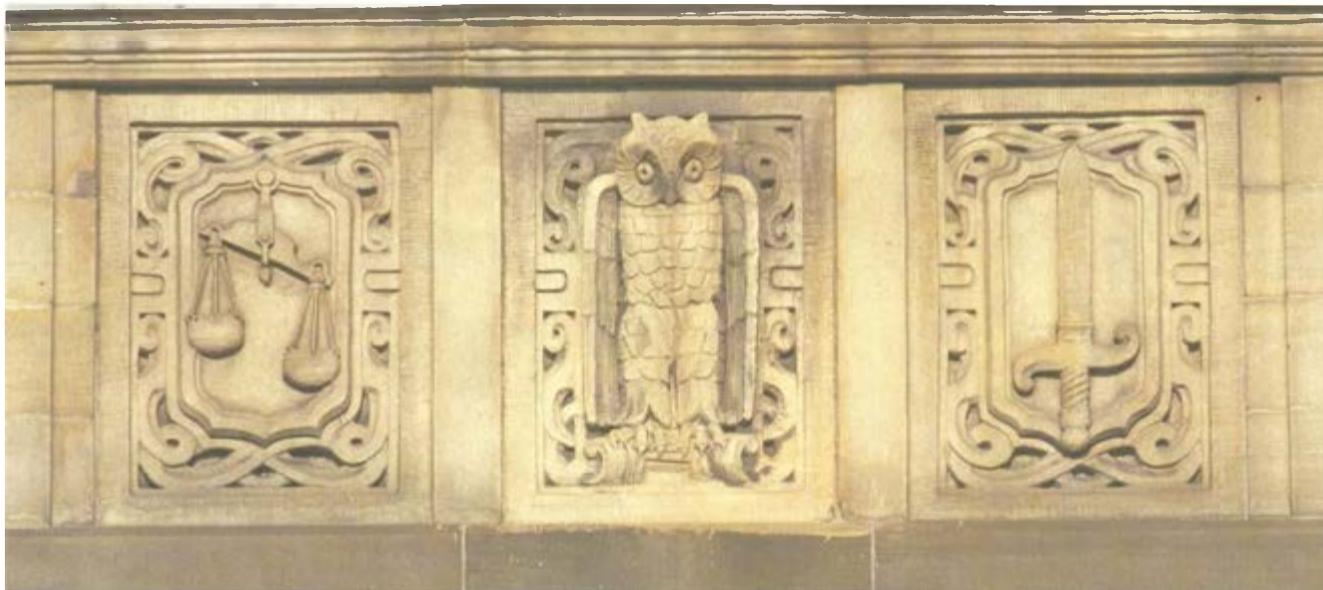
Es gibt den Reinigungsdienst, der noch immer seine moderner gewordenen Gerätschaften in dem klei-

nen Raum unterbringt, der über dem Rundbogen der Eingangstür Eimer und Besen zeigt; es gibt die Wachtmeister, die auch heute noch von Zeit zu Zeit einen Häftling dem hohen Gericht vorführen; da gibt es die Damen und Herren der Geschäftsstelle, die eine überaus gewichtige Rolle spielen im „Gesamtprozeß Gericht“, die eine Schaltstelle sind, bei der Akten ein und ausgehen. „Ohne diese Leute wäre schnell Sand im Getriebe des Amtsgerichtes“, so der Direktor, der die vielkritisierte „Beamtenmentalität“ in seinem Haus nicht feststellen kann. Die Rechtspfleger, 24 an der Zahl, arbeiten autonom, vor allem mit Grundbuchangelegenheiten,

sieren zu lassen. Ende '68 hat er das Schöffengericht übernommen. Er hat es gern geführt, hat immer viel von der Laiengerichtbarkeit gehalten. Begonnen hat er aber wie so viele mit „den kleinen Fehlern, die jedem Anfänger passieren“. Das war nach dem 2. Weltkrieg. „Nach dem Krieg, da war ich froh mit heilen Knochen und heilem Hirn zurückgekommen zu sein.“ Er spart mit der Gestik, spricht zurückhaltend und ruhig, so wird er wohl auch agiert haben, wenn er sein Amt zu erfüllen hatte. '37 war er zur Wehrmacht gegangen, freiwillig. Daran, die „Juristerei“ zu studieren, daran verschwendete er in diesen Tagen gar keinen Gedanken: „Wäre ich etwas

mich auch nicht überall hingemeldet, wo man einen Heldentod sterben konnte.“

Er hat viel Glück gehabt, sagt er im Nachhinein. Vor dem Krieg, da konnte er sich den Gang auf die Hochschule nicht leisten, nach dem Krieg hatte er Ersparnisse: Sie hatten den Gegenwert von einem Stück Butter, aber man konnte damit studieren. Seine erste Staatsprüfung machte er beim Oberlandesgericht Düsseldorf, dann folgte eine Wartezeit und dann, 1950, das Amtsgericht Oberhausen. Wieder Glück gehabt. Aber es wird wohl nicht nur Glück gewesen sein. Mit 640 Mark im Monat wurde er beschäftigt und seine Frau verdiente auch: „Wir wa-



Zwangsversteigerungen haben sie sich auseinanderzusetzen.

Doch auch wenn nur alle diese Menschen gemeinschaftlich das Gericht ausmachen, so wird das Gericht doch vor allem verbunden mit dem, der das Recht spricht, dem Richter:

Ende April 1984 ist der Richter Herbert Sonnenschein in Pension gegangen. Zeit hat er nun, die langen Jahre, die er am Amtsgericht Oberhausen tätig war, Revue pas-

älter gewesen, hätte ich das alles vielleicht sehen können, aber ich war damals gerade 18.“ Eine Spur von überzeugen-wollen, er lehnt sich vor, hebt die Hände, lehnt sich wieder in den Sessel: „Es stellte sich heraus, daß ich kein hervorragender Soldat war, sportlich vielleicht, aber es gehörte ja auch eine gewisse Gesinnung dazu . . .“ Wieder läßt er einen Satz im Raum stehen. „Man hatte Glück, daß die Kugeln einen nicht getroffen haben; ich habe

Die Waage neigt sich, weise muß nun Recht gesprochen werden.

ren reich, konnten uns Möbel kaufen.“

Die Lebenserfahrung, die ein Richter haben sollte – wie es in einem späteren Gespräch Rolf Coepicus forderte, der amtierende Richter – die hat Herbert Sonnenschein zu Genüge aufzuweisen. Was er gewonnen hat am Oberhausener Amtsgericht: Immer mehr Erfahrung. Paragraphen, Verordnun-



gen, „nach '57“, es geht ihm noch immer leicht über die Lippen. Schwere fällt ihm: „Es hängt alles davon ab, wie man versucht menschlich ... es ist natürlich schwierig mit einem vielfach vorbestraften Menschen, der vielleicht eine ganz andere Auffassung hat ... aber er konnte vielleicht gar nicht anders ... und das alles angemessen zu beurteilen ...“

Ja, das alles ist nicht einfach: „Man kann nicht Richter werden, wenn man allgemein entscheidungs-

schwach ist.“ Er erinnert sich an das Unangenehme in seiner langen Laufbahn, in der letztendlich doch alles gut gelaufen ist, erinnert sich an die Vergewaltigungsprozesse ... Das alles gehörte dazu, wie die vielen Geschichten, die er erlebt hat, mit „Teddy“ Ternieden, dem Bundesligaschiedsrichter und Rechtsanwalt, dem „lieben Teddy“, der die „Verkehrssünder mit gleichem Delikt“ antreten ließ, der vor dem Prozeß die Leitlinie bestimmte. „Meier

Nicht nur Amtsgerichtsdirektor Dr. Helmut Wohlnik ist angetan von der Schönheit des Gerichtes.

und Müller, wenn ihr drankommt, ihr müßt zugeben.“ Und schon beim Reinkommen rief er: „Wir sind geständig.“

Aber diese farbigen Gestalten, die fehlten ja heute dem Gericht, so meint der alte Richter. Er selbst gehörte ja nie dazu, meint er. Wenn die anderen Richter in der Kantine von ihren Erlebnissen erzählten, dann

wunderte er sich so manches Mal, warum diesen immer so viele Dinge passierten. Er hat nicht so viele „Dönekes“ im Kopf behalten und er kann auch nicht erzählen, so sagt er. Ganz am Ende unseres Gesprächs zieht er eine kurze Bilanz, sachlich ist sie, wie Sprache und Gestik: „Man kann diesem Beruf nicht mit Vergnügen tun, andere Leute verurteilen, aber ich habe ihn auch nicht als Last empfunden. Es ist sicherlich zu viel verlangt, daß einer freundlich empfindet, den man hinter Gitter gebracht hat – oder wenn er auch nur eine Geldstrafe bekommen hat.“

Distanz zeigt er nicht. Zumindest noch nicht. Einer, der voll drin ist im Geschehen, das ist Rolf Coeppicus, der Richter, der sich mit Entmündigungen, Pflugschaften, Vormundschaften, mit dem Handelsregister und mit Unterbringungen auseinandersetzen muß. Coeppicus gehört zu denen, die erzählen können, die mit beiden Beinen in ihrem Beruf

Keine „Beamtenmentalität“ herrscht in den vielen Gerichtsräumen.

stehen, mit dem, was man Leib und Seele nennt, dabei sind. Es ist keine dankbare Aufgabe, eine Unterbringung vorzunehmen, das ist leicht vorstellbar. Und es gibt Beweggründe von „lieben“ Mitmenschen – meist jedoch, so der Richter, trifft er auf große Hilfsbereitschaft – jemanden „beiseite“ zu schaffen, es gibt Mitmenschen, die auf das Geld eines alten Menschen erpicht sind, und mag es auch ein Verwandter sein.

Wie entscheiden, wenn ein Gutachten auf den Tisch flattert, in dem ein Arzt bescheinigt, daß eine Frau dringend in ein Altersheim eingeliefert werden sollte. Was tun, wenn man die Verhältnisse kennt, wenn man weiß, für viele, viele alte Menschen kann das Altersheim ein Ort der Ruhe sein, wo man Gemeinschaft findet, wo einem lästige Verrichtungen des alltäglichen Lebens abgenommen werden, wo man versorgt ist. Was aber tun, wenn gerade der Mensch, um den es sich gerade handelt, zu denen gehört, die sterben im Altersheim, die ohne die

Freiheit, selbständig zu sein, nicht leben können.

Rolf Coeppicus fährt 'raus. Natürlich wäre es einfacher, einen Beschluß zu fassen, zu unterzeichnen nach der Lage der Akten. So leicht aber macht er es sich nicht. Und in dem Fall, den er anspricht, war das gut so. Eine alte Frau hat er vorgefunden, die ihren Haushalt allein versorgte, bei der es ordentlich aussah und die ganz und gar nicht den Wunsch hatte, ihre Existenzform zu verändern: „Ich konnte nicht mit ihr über Boris Becker diskutieren, aber ansonsten war sie geistig äußerst rege.“ Solche Fälle, in denen es ganz offensichtlich ist, daß er getäuscht werden sollte, die wandern sofort zur Staatsanwaltschaft weiter. Und er weiß von mehreren Begebenheiten dieser Art zu berichten.

Ein Anwalt schrieb ihm über eine alte Frau, deren Wohnung unter Wasser stände, ihren Boiler lasse sie nicht reparieren. Als er ankam, sah er, drei Liter Wasser waren es, die da ausgelaufen waren; eine Frau, frisch geschieden, schrieb ihm, ihr Mann gehöre untergebracht, weil er Alkoholiker sei. „Können sie sich einen Alkoholiker vorstellen, der im Kühlschrank keinen Tropfen Alkohol hat, bei dem Staub gewischt ist, aufgeräumt, der regelmäßig seiner Arbeit nachgeht?“

Es gibt andere Fälle. Coeppicus, der engagierte Richter, erzählt sie so engagiert wie er seiner Arbeit nachgeht: „Es ist abenteuerlich, täglich gewinnt man neue Erfahrungen.“ Er erhielt eine Mitteilung über einen jungen Mann, der drei Tage neben seiner toten Mutter geschlafen habe. Er wollte sich das ansehen: „Es war in dem heißen Sommer '76, er lebte in einer Souterrain-Wohnung, durch die Tür konnte ich nicht hinein, also ging ich durch das offene Fenster. Ich wollte sehen, was da los ist. Die Cola-Dosen, die sich links und rechts zu Bergen auf-





türmten, schob ich einfach beiseite. Staub breitete sich vor mir aus, bedeckte den Boden wie Tau. Ich tastete mich durch die Zimmer und landete vor einem Bett. Eingehüllt in dicke Staubwolken ruhte vor mir ein Mann, sichtlich betrunken, auf seiner Brust schlief ein Hund.“

Einmal im Monat ist er verpflichtet, einen Besuch in der auswärtigen Heilanstalt abzustatten. Nach Gesetz vom 1. Januar 1980, das Datum hat er parat. Es ist ein Gesetz, das ihm hilft. Er entscheidet dann über den Verbleib eines Patienten in der Anstalt, er sieht vor Ort, kann urteilen nach bestem Wissen und Gewissen: „Der Richter aus Kleve, der vorher zuständig war, der konnte sich sagen, die Entscheidung fällt ja letztlich der Richter in Oberhausen. Vielleicht bin ich mutiger als andere, für mich zumindest hat dieses Gesetz etwas gebracht.“

Einen Mann, der immer wieder seine Entlassung gefordert hatte, entließ er nach Gutachten auf Probe, nach Süddeutschland ging der

und nie mehr hörte man von ihm; eine Frau, die ihren Säugling erstickt hatte – „irgendwann wird es mich erwischen, aber es ist jedes Mal ein Erfolgserlebnis, wenn ich sehe: ich bringe einen unter und nach wenigen Wochen kommt er wieder heraus“ –, die Frau jedenfalls kam heraus und es ist nie wieder etwas passiert. Ein brisanter Fall. Seine Einschätzung – und nicht nur seine – ein „partieller Schaden“, die Frau, vielleicht wäre sie ein Leben lang in der Heilanstalt geblieben ohne seine Entschlußkraft. Daß er sich manches Mal zwischen alle Fronten beißt, das weiß er.

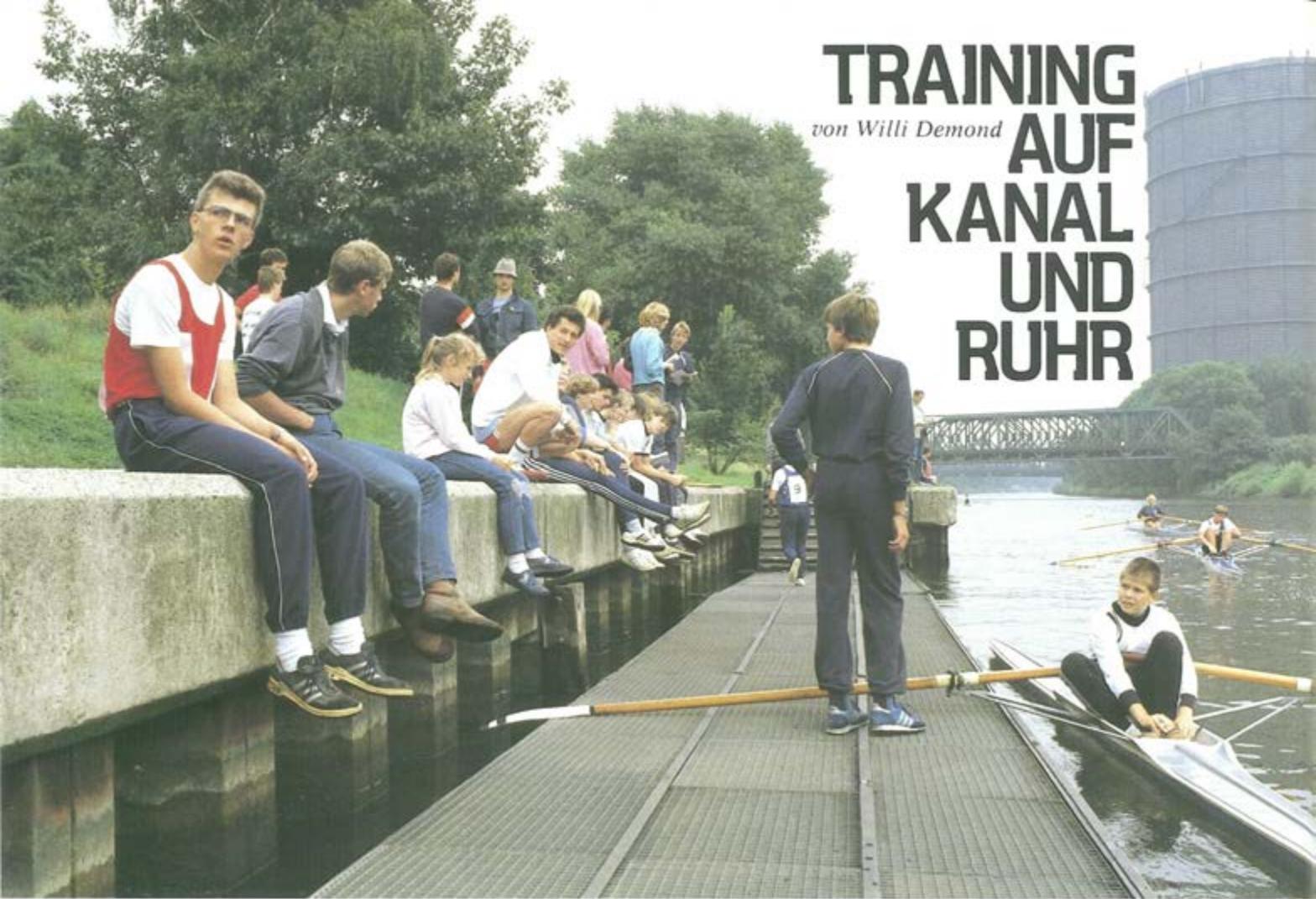
Wieder gibt es auch die anderen Fälle, die Fälle vor denen Entschlußkraft und Mut versagen, denn die Medaille, sie hat immer zwei Seiten: „Eine 24jährige Fremdsprachenkorrespondentin, schreiend in der Klinik, angebunden, es ist nichts zu machen . . . tragisch, tragisch . . . man darf da einfach nicht . . . es sind aber auch nur wenige Fälle.“ Er sagt dann noch, ich solle nicht

Trutzige Mauern gebieten Achtung

glauben, er handle einfach und leichtfertig, die Jura, die brauche er kaum noch. Bücher über die Psychiatrie holt er aus seinem Schreibtisch; seine Frau steht ihm mit Rat immer zur Seite, sie ist Ärztin. Außerdem habe er alles gemacht beim Amtsgericht, das helfe nun. Richter sollten nur Menschen werden, die Erfahrungen haben, nicht einfach vom behütenden Elternhaus ins Amtsgericht. – Der Erfolg spricht für ihn. Und mich hat er sowieso überzeugt.

Sicherlich ist Rolf Coeppicus nicht der „typische Fall“, eher ist er wohl eine der „farbigen Gestalten“, von denen Herbert Sonnenschein meinte, sie seien „ausgestorben“. Den „Gesamtprozeß Gericht“, den machen alle gemeinschaftlich aus. Doch wenn man ein wenig tiefer eindringt in die weitläufigen Gänge des Amtsgerichtes, dann wird man merken, in wie viele Farben ein jedes „Rädchen“ schillert, wenn es im Licht betrachtet wird.

TRAINING von Willi Demond **AUF KANAL UND RUHR**



Einsam ziehen sie ihre Bahnen, im Schatten eines der Wahrzeichen Oberhausens arbeiten sie sich Kilometer um Kilometer in Richtung Dellwig vor. Von der Schleuse in Lirich bis zur Schleuse Dellwig wird der Rhein-Herne-Kanal nicht nur von Binnenschiffern genutzt, auch die wenig gewordenen Schwimmer im Kanal beleben nicht als einzige Nutzer das Bild unterm Gasometer: Wanderer, die an einer der lebenswichtigsten Wasserstraßen des Ruhrgebietes entlanglaufen, treffen auf ihrem Gang vom Kaisergarten nach Buschhausen oder von der Mülheimer Straße in Richtung Dellwig immer wieder auf Sportler, die in den letzten Jahrzehnten eines der Aushängeschilder Oberhausens

waren: Die Ruderer, die mit unermüdlichem Trainingsfleiß neben den „Kuttern“ herschippern und mit geballter Kraft eigenhändig gegen die Wassermassen ankämpfen, während die Schlepper und Kutter mit ihren Schiffsschrauben nur für „unnötige“ Wellen sorgen und kraftvoll an Zweier, Vierer, Einer mit und ohne Steuermann vorbeiziehen.

Schon in Polynesien erdachte man sich diese Art der Fortbewegung auf dem Wasser, die Umsetzung von Kraft mit Hilfe von Rudern und Riemern nutzten ebenfalls die Ägypter. Mit dem heutigen Leistungssport Rudern hat der Überlebenskampf der nahöstlichen Ahnen allerdings nicht mehr viel zu tun. Als Wett-

kampf kam das Rudern erstmals Anfang des 18. Jahrhunderts auf. Die „Watermen“, Fährleute auf der Themse, trugen erste Rennen aus. 1829 fand die erste Begegnung zwischen den Universitäten Oxford

Ingrid Heuser bei der Jugendarbeit.



und Cambridge statt. Mit diesem Wettstreit erlangte das Rudern auf Dauer internationale Anerkennung.

Heute gibt es mehr als 8500 Ruderer im Ruhrgebiet. In Oberhausen hat dieser Sport schon seit einigen Jahrzehnten Tradition. So gründeten acht „bessene“ Männer im Juni 1923 den Ruderverein Oberhausen. 600 Goldmark waren das Startkapital, die Anschaffung von drei Booten stand ins Haus. Fritz Schäfer, Vorsitzender dieses Vereins, sorgte dann dafür, daß diese Boote nicht nur auf dem Land standen, sondern eine Heimat bekamen und geregelt „zu Wasser“ gelassen werden konnten. Im Mai 1925 ließ sich der RVO dort nieder, wo auch heute noch sein Domizil ist: An der Sterkrader Straße steht das Bootshaus, das viele Meister hervorgebracht hat. Eines der prominentesten Mitglieder des RVO war Will Quadflieg, der als Schauspieler weltweite Ehren erlangte, 1933 allerdings „nur“ drei Siege bei RVO-Regatten verbuchte.

Wie in fast allen Sportarten riß der Krieg dann ein großes Loch beim RVO, nur 15 Ruderer von 40, die in diesen sinnlosen zweiten Weltkrieg gegangen waren, kamen nach Oberhausen zurück. Dennoch wurde schon im Oktober 1945 der Verein neu aufgebaut. Eines der größten Ereignisse war in der Folgezeit die erste Regatta in Oberhausen. Zwischen dem Concordia-Hafen und dem Ehrenmal am Hockey-Stadion bildete der Kanal, mit drei Startbahnen ausgerüstet, eine ideale, 1.500 lange, Regattastrecke. Bis 1966 war diese Regatta fester Bestandteil der Oberhausener Sportszene. Durch die geschickte Planung (die Regatten fanden immer nach RVO-Fußballspielen statt) säumten bisweilen 10.000 Zuschauer die Strecke. Dr. Morawe und sein Nachfolger Hermann Schmidt haben sicherlich große Verdienste an diesen Veranstaltungen.



Volker und Ulrich Wilsch

Die unvergeßlichen Brüder

Unvergeßlich bleiben auch die Gebrüder Wilsch. Volker und Ulrich sorgten einige Jahre für herausragende Erfolge beim RVO. Genannt seien nur einige: Platz drei für Volker bei den Junioren-Weltmeisterschaften in Montreal 1975, ein Jahr später starteten Volker im Doppelzweier und Bruder Ulrich im Doppelvierer der bundesdeutschen Rudertruppe. Beide kehrten mit einer Silbermedaille zurück. Trainer war derzeit schon Hermann Meis, der auch heute noch für Spitzenleistungen sorgt.

Sein letzter Erfolg soll die gute Arbeit des RVO abrunden. Sein Schützling Walburga Elfert wurde 1985 Deutsche Hochschulmeisterin im Einer und sicherte sich bei den Deutschen Meisterschaften '85 die Bronzemedaille. Jugendarbeit, Aufbauarbeit in Sachen Rudern ist seit Jahrzehnten das „Pläsier“ des RVO. Mit Jugendregatten und gezieltem Training ist der RVO einer der „Talentschuppen“ im Ruhrgebiet.

Walburga Elfert





Aber nicht nur der Leistungssport findet sich auf dem Kanal wieder. Auch die „Hobby-Ruderer“ haben an dieser Wasserstraße ihren Spaß. Wanderrudern gilt als eine der „Bewegungsmöglichkeiten“, die junge und ältere „Paddelfreunde“ gleichermaßen erfreut. So bietet auch der PSV Oberhausen die Wanderungen über den Kanal an.

Ein wenig anders sieht es hingegen direkt nebenan aus. Hier „stechen“ die Kanuten im wahrsten Sinne des Wortes in See (man sollte besser sagen: Kanal). Kanadier und Kajaks fahren mit den Ruderern zwar nicht um die Wette, bilden allerdings eine „heimliche Konkurrenz“. Viele Variationsmöglichkeiten bieten die

Kanuten, angefangen vom Kanu-Rennsport über den Kanuslalom; Wildwasserfahren, gar Kanu-Polo, Kanu-Segeln und Kanu-Marathon bietet das „offene oder geschlossene Boot“, meistens gebaut aus Sperrholz.

Neben dem RVO finden sich also der KSO, der eine Abteilung des TC 69 ist und Kanu-Rennsport durchführt, und der OKV, der 1928 ins Leben gerufen wurde. In der Gaststätte Hagemann trafen sich am 30. September 1928 die OKV-Gründungsmitglieder. Die ersten Boote wurden in einer Baracke knapp neben der „Stammkneipe“ untergebracht. Neben dem Stadion errichtete der OKV sein erstes „Bootshaus“. Auch

heute noch ist der OKV dort zu finden. Felix Werner sorgte dann dafür, daß 1933 das Haus vergrößert wurde und eine neue Bootshalle entstand. Dieses Haus wurde im März 1944 durch einen Bombenangriff zerstört. Aber schon am 24. Februar 1946 rafften sich die Oberhausener Kanuten auf, ein neues Heim zu schaffen.

Auf dem Kanal haben seit dieser Regeneration nach dem Krieg eine Reihe von Kanu-Veranstaltungen stattgefunden, der Länderkampf Belgien/Holland/BRD war wohl die bedeutendste. Mehr als 20 Olympiasieger, Deutsche- wie auch Weltmeister waren auf dem Rhein-Herne-Kanal am Start.



Von links:
Heinz Bükler
Ingrid Heuser
Sabine Pieter

Der KSO im TC 69 Sterkrade überzeugt vor allem durch seine hervorragende Jugendarbeit. Auf Landes- und Bundesebene sind die „Sterkrader“ immer dabei. Die Hochburg der Kanuten ist allerdings nicht der Kanal, sondern die – fast schon in Mülheim befindliche – Ruhraue. Nur selten verirrt „man“ sich nach Alstaden, obwohl selbst mit dem Bus bis an den Ruhrpark herangefahren werden kann. Hochleistungssport „erster Güte“ kann man hier im südlichsten Stadtteil Oberhausens erleben. Der Alstadener Kanuclub (AKC) ist nicht nur auf Landes- oder Bundesebene erfolgreich, sondern hat in den vergangenen Jahrzehnten auch internationale Erfolge hervorgebracht.

Kanu-Sport auf der Ruhr

Aus dem Eisenbahner-Sportverein entwickelte sich 1948 der Kanuverein. Eine Woche nach der Währungsreform rauften sich die Kanuten zusammen. Am Ruhrufer, bei der Familie Heinz Stollen, fand man ein Domizil. Nach dem Anschluß an Rot-Weiß-Oberhausen wollte man ein Clubhaus und ein Bootshaus erstellen. Bei RWO waren die Mittel allerdings nicht gegeben. So trenn-

ten sich die Alstadener zum Jahreswechsel 56/57 von Rot-Weiß und gründeten ihren eigenen Club.

Bei den überaus vielen Starts der Alstadener (-innen) – die Klammer steht nicht umsonst, da heute vor allem die Juniorinnen obenan stehen – kann man sich nur auf einige Spitzenleistungen der Alstadener beschränken. Heinz Bükler wird den Oberhausener Kanu-Freunden ebenso unvergessen bleiben, wie sein Bruder Rolf und die heute immer noch engagierten Ingrid und Friedhelm Heuser. Europameisterschaften, DM-Titel, Olympia-Erfolge und Medaillen drücken die gute Arbeit des AKC deutlich aus. Stellvertretend für alle seien die Goldmedaille für Paul Lange 1960 in Rom und die Bronzemedaille von Heinz Bükler in Tokio 1964 genannt.

Heute dominieren in Oberhausen die Jugendlichen im Kanu-Rennsport: Namen wie Sabine Pieter, Christiane Kleine-Natrop oder Doris Pieter sind landläufig bekannt. Mit den „Altstars“ Friedhelm Heuser und vor allem mit der unermüdlichen Ingrid Heuser, die selbst 1964 in Tokio als „Ersatzfahrerin“ dabei war, hat der Kanu-Rennsport in Oberhausen einen Glücksgriff ge-

tan. Bundesweit werden die Aktivitäten der AKC-Kanuten anerkannt, im Herbst 1984 wurde Oberhausen zum Landes-Leistungstützpunkt ernannt.

Die überörtliche Bedeutung des Oberhausener Kanu-Sports drückt sich allerdings neben dem Landesleistungs-Stützpunkt auch noch in einem weiteren Punkt aus: Seit zwei Jahren ist der Oberhausener Dr. Ulrich Feldhoff Präsident des Deutschen-Kanu-Verbandes, sicherlich ist seine Wahl eine Belohnung für gute Kanu-Arbeit in Oberhausen.

Ob Kanal oder Ruhr, Wassersport besitzt in Oberhausen einen Stellenwert, der nicht nur in Deutschland, sondern auch international sein „Flair“ hat. Ob auf der Ruhr an der Stadtgrenze die Wasserbummler, der AKC oder sonst wer „herumstochert“, ob auf dem Kanal die Ruderer ihre Bahnen ziehen, sportlich sind die Wasserfreunde in Oberhausen obenauf. Gleichzeitig zeigt sich, daß Oberhausen nicht nur aus „Kohle und Stahl“ besteht, sondern auch aus „menschlich begehbaren Gebieten“, denn nicht nur der Sport an Kanal und Ruhr hat seinen Reiz, sondern der Kanal und die Ruhr schlechthin selbst.



FEUER NOTRUF 112

von Klaus Müller

Alarm! Während es in den überall auf dem Gelände der neuen Feuerwache an der Brücktorstraße verteilten Lautsprechern nach dem Alarmgang klingelt, gehen sowohl auf den Gängen, von denen die Ruhezimmer der Feuerwehrmänner abzweigen, als auch in den Fahrzeughallen automatisch die großen Neon-Röhren an. „Brand eines Fahrzeuges auf der Duisburger Straße“, hört man laut und vernehmlich eine monoton-eindringliche Stimme, während die ersten Beamten der Oberhausener Berufsfeuerwehr gekonnt an die eiserne Rutschstange mit einem Durchmesser von zehn Zentimetern springen und knappe sieben Meter in die Halle mit den Löschfahrzeugen gleiten.

Dort sind längst zeitgleich mit dem Alarmgang die Hallentore automatisch geöffnet worden. Während sich die ersten Autofahrer auf der Mülheimer Straße wundern, warum gerade bei ihnen die sonst übliche „grüne Welle“ nicht funktioniert und die Ampeln völlig unvermutet auf „Rot“ springen, hasten die Feuerwehrmänner eines Löschzuges in ihre drei Fahrzeuge – permanent den nervtötenden Klang des „Treibers“ im Ohr, einem in kurzen, regelmäßigen Abständen an die eigene Schnelligkeit appellierenden Gongs, der so lange ertönt, bis alle Einsatz-Wagen das Gelände der Feuerwehr verlassen haben.

Bei rasanter Fahrt mit Blaulicht und Sirene bereiten sich die Feuerwehrmänner in den schweren Spezial-Fahrzeugen auf ihren Einsatz vor – einen von jährlich 20 000, die die Berufsfeuerwehr Oberhausen absolviert. 20 000 mal riskieren mutige Männer Kopf und Kragen, um zu helfen, zu schützen, zu bergen oder zu retten.

Wir schreiben das Jahr 1865, es ist der 13. November. Ein Tag wie jeder andere auch – und doch: Heute soll

etwas geschehen, was als ein erster Anfang der Oberhausener Feuerwehr in die Geschichte eingeht. Ein Antrag des Gemeindeverordneten Stöckmann, eine oder zwei Feuerspritzen auf Gemeindegeldern anzuschaffen und einen ersten gemeindlichen Feuerschutz zu organisieren, führt dazu, daß sich die „Kommission zur Organisation einer Feuerwehr in Oberhausen“ bildet.

Ein toller Titel, doch bevor wirklich etwas passiert, sollten noch drei Jahre verstreichen. Dann endlich, wir schreiben wieder einen 13., und zwar im Februar 1868, trifft die erste, stürmisch begrüßte, gemeindeeigene Feuerspritze in Oberhausen ein. Zur weiteren Ausrüstung gehören zwölf Steigergurte mit zwei Beilen und Leinen, eine Hakenleiter und fünf Signalhupen – eine auch für damalige Verhältnisse bescheidene Ausstattung, die die Bildung einer eigentlichen Feuerwehr aber nicht behindern sollte.

Friedrich August Schwartz, erster Bürgermeister von Oberhausen, ist es, der noch im selben Jahr den Ge-

Die neue Feuer- und Rettungswache.



meindeverordneten „die Ordnung über das Feuerlöschwesen der Stadt Oberhausen im Rheinland“ vorlegt, „mit der Bitte, zu beschließen“. Was weit über 100 Jahre danach der Beruf von 238 mutigen Männern sein soll, beruht jetzt auf Freiwilligkeit, auf der Idee des „freiwilligen Feuer-schutzes für die Allgemeinheit“. Bürger aus allen möglichen Berufen melden sich zur Stelle.

Um die Ausbildung der neugegründeten Wehr kümmert sich der Stationsbeamte der Köln-Mindener Eisenbahngesellschaft, Otto Goede. Er wird am 4. März 1869 zum ersten Leiter der Oberhausener Feuerwehr ernannt. Ein gutes Jahr später – am 25. Juni 1870, um genau zu sein – befindet Bürgermeister Friedrich August Schwartz, daß die Feuerwehr mit ihren 105 Männern „nunmehr für die Öffentlichkeit reif“ ist und ernennt diese zur „Schutzwehr“. Diese amtliche Bekanntmachung gilt noch heute als die Geburtsstunde der Oberhausener Feuerwehr, die in ihrer über 100-jährigen Geschichte niemals aufgehört hat, sich weiterzuentwickeln.

So beispielsweise 1895, wo sich zu den zwei bereits vorhandenen Feuerspritzen eine weitere gesellt, im Stadtteil Lirich deponiert. Um die Jahrhundertwende gibt es dann die erste pferdebespannte „Omnibus-Spritze“, so benannt, weil sie neben der Pump-Einrichtung auch noch der Löschmannschaft Platz bot. Die Anschaffung einer Rettungsleiter, eines Mannschaftswagens und schließlich einer zweirädrigen Balance-Leiter sind weitere Schritte auf dem Wege der Technisierung.

„Errichtung eines neuen Feuerwehr-Gerätehauses für die erste Kompanie. Entgegen dem ablehnenden Beschluß der vereinigten Bau- und Finanzkommission stimmt die Versammlung dem Vorschlag der Verwaltung auf alsbaldige Erbauung des Gerätehauses zu.



Diese alte Spritze (oben) tut's noch.

Bierkutsch-Pferde zogen die Wagen.



Die Kosten mit rund 40000 Mark sollen zunächst durch Verwendung der angesammelten 18000 Mark, der Rest durch Einstellung von je 11000 Mark in die Haushaltspläne für 1910 und 1911 gedeckt werden.“

Der Wortlaut dieses Versammlungs-Protokolls beinhaltet bereits, wann sich ein neuer entscheidender

Abschnitt in der Entwicklung der Oberhausener Feuerwehr vollzieht. Schon am 26. September 1910 findet die offizielle Einweihung der „Feuerwache I“ an der Mülheimer Straße statt.

Ein neuer Mannschaftswagen, eine 21 Meter lange Drehleiter sowie mehrere andere Rettungsgeräte

komplettieren – zunächst – die technische Ausrüstung. Halt – nicht zu vergessen ist eigentlich das wichtigste Inventar, nämlich bärenstarke Bierkutsch-Pferde, die – sofern kein Einsatz vorlag – zum städtischen Fuhrpark gehörten.

Der Gespannfahrer „Köbes“ hatte eines Tages den zur Firmung in Oberhausen weilenden Bischof von der Herz-Jesu-Pfarrkirche zur Marienkirche zu kutschieren. In der Anna-bergstraße angekommen, ertönte das Nebelhorn. Ehe Se. Eminenz

eingerrückt – Großfeuer, fünf Leitungen!“

Maximal zehn Minuten dauerte es, bis nach dem Eingang der Feuermeldung der Pferdewagen mit der Spritze unterwegs war. Wesentlich schneller ging es natürlich zu, als in



Alarm! Der etwas heiser klingende Ton eines Nebelhorns und eine schrille Sirene kündigen den in der Nähe der Feuerwache wohnenden Wehrmännern an, daß es irgendwo in Oberhausen brennt. „Satan“, ein robustes, temperamentvolles Pferd, läßt sich bereitwillig vom Karren der Müllabfuhr ausspannen, um dann – eben mit einer „PS“ – zur Feuerwache zu galoppieren. Das Tier kennt die Sirene ganz genau. Fünf bis sechs Mann müssen „Satan“ bändigen, während die Spritze angekuppelt wird, dann ist der Kaltblüter nicht mehr zu halten. „Wie die Feuerwehr“ zieht er Löschgerät und Wehrmänner hin zum Brandherd.

Solche Pferdegespanne des städtischen Fuhrparks durften einer Anordnung nach nur in der Nähe der Feuerwache eingesetzt werden, um eine ständige Einsatzbereitschaft zu garantieren. Wie streng man diese Regel einhielt, verdeutlicht ein Histörchen aus dem Jahre 1911:

sich versah, waren die Pferde ausgespannt und mit dem Ruf: „Wenn es brennt, muß selbst der Bischof warten!“ ritt „Köbes“ mit seinem Gespann in gestrecktem Galopp zur Feuerwache.

Aus dem Jahre 1910 stammt auch ein „alter Schmöker“ mit „Wachberichten der Feuerwache I und Meldezentrale der Stadt Oberhausen/Rheinland“, der noch heute existiert. Die erste Eintragung erfolgte am 16. Oktober:

„Abends 11.50 Uhr Alarm aus der Stadt aufgenommen (Telefon). Brandstelle: Rolandstraße 13. Schlauchwagen ausgerückt, Handfeuerlöcher eingesetzt, morgens 12.40 Uhr eingerückt – Kleinfuer!“

Steht es in fein-säuberlicher Sütterlin-Schrift auf längst vergilbten Seiten. Und zwei Tage später:

„Morgens 9.40 Uhr Alarm aus der Stadt aufgenommen (Telefon). Brandstelle: Zeche Osterfeld. Mannschaftswagen und Spritze ausgerückt um 9.48 Uhr; 11.35 Uhr

den 30er Jahren dann die Motorisierung bei der Oberhausener Feuerwehr Einzug hielt.

Nach dem zweiten Weltkrieg war von diesen technischen Errungenschaften aber nicht mehr viel übriggeblieben. In den schwer beschädigten Wachräumen mangelte es an Mobiliar, es fehlten die Ausrüstungen. Weder gab es eine Fernsprechanlage, noch verfügte man über die notwendige Bekleidung. Das größte Handicap bedeutet aber die totale Zerstörung der 78 übers gesamte Stadtgebiet verstreuten Feuermelder.

Wiederaufbau! In diese Zeit fielen auch immer neue Aufgaben, die das Gesetz der Feuerwehr übertrug. Längst mußten die – inzwischen teilweise auch hauptamtlichen – Feuerwehrmänner nicht mehr „nur“ löschen können. So zum Beispiel das am 25. März 1958 in Kraft getretene „Gesetz über den Feuerchutz und die Hilfeleistung bei Unglücksfällen und öffentlichen

Notständen“, oder – um es etwas einfacher auszudrücken – das Gesetz, das der Feuerwehr den Rettungs- und Krankentransport angliederte.

Mit wachsender Technologie kamen auch immer neue Probleme auf die Beamten der Oberhausener Berufsfeuerwehr zu, die gemeistert werden mußten. Vom undichten Kesselwagen der Deutschen Bundesbahn mit einer gefährlichen chemischen Substanz über einen Gas-Alarm oder ausgeflossenes Öl bis hin zu bei Hochwasser überfluteten Kellern oder eingeklemmten Personen bei Unfällen – der Feuerwehrmann muß alles können.

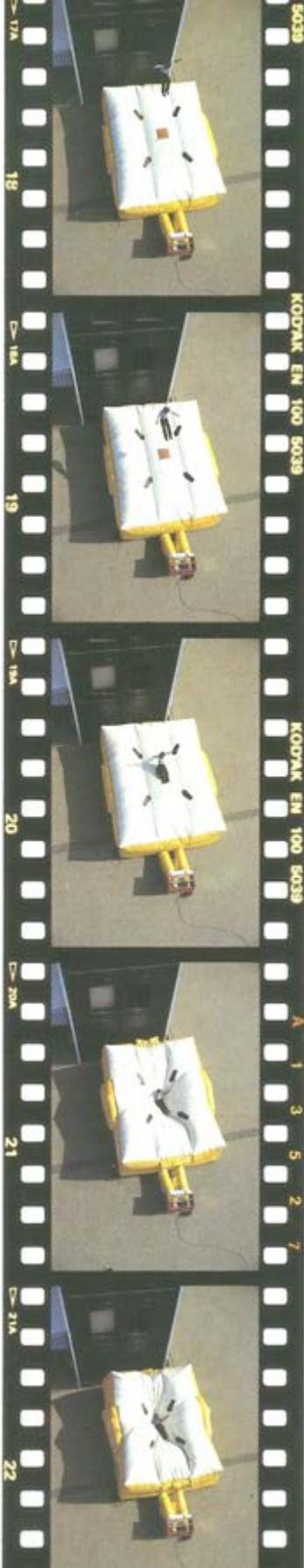


Gefährlicher Einsatz bei Großbränden





Lösch-Training (oben) vor Publikum.
 „Freier Fall“ (rechts) auf's Sprungkissen.
 Bergungs-Aktionen im (unten) und am Ka-
 nal (ganz unten).



Modenschau mit Schutz-Anzügen.
 Ein „tierischer“ Einsatz (unten).



Längst sind die Zeiten vorbei, daß man – egal, welcher Beruf erlernt wurde – „mal eben“ zur Feuerwehr wechseln kann. Jeder Bewerber zwischen 19 und 25 Jahren muß gelernter Handwerker sein. Das ist Grundbedingung. Dabei werden selbstverständlich Schreiner und Schlosser einem Bäcker vorgezogen. Gibt der Amtsarzt sein „Okay“ und der Eignungstest ist bestanden, beginnt die dreijährige Lehre, bei der der Feuerwehrmann von morgen alles das lernt, was er später bei den vielfältigen Einsätzen können muß.

Wer allein einmal das heute zur Verfügung stehende Fahrzeug- und Gerätepotential ausgiebig betrachtet und sich dann vorstellt, daß jeder Feuerwehrmann jeden Wagen und jedes Gerät im Ernstfall bedienen können muß, kann sich ein Bild davon machen, wie schwer die Ausbildung ist.

Zum Fuhrpark der neuen Wache an der Brücktorstraße gehören: Sieben Löschgruppen – und vier Tanklöschfahrzeuge sowie ein Trocken-tanklöschfahrzeug. Neben drei Drehleitern gesellen sich ein Schlauch-, ein Rüst-, ein Rüstkran-, ein Kran-, zwei Kommando-, drei Einsatzleit-, drei Geräte- sowie ein Rüst-Wagen „Öl“ hinzu.

Die Berufsfeuerwehr verfügt außerdem über zwei Lkw, acht Pkw und Kombi, drei Tragkraftspritzen-, zwei Waldbrand-, ein Pulverlösch-, Die Einsatz- und Rettungs-Leitstelle.

sieben Geräte-, ein Lichtmast- und zwei Bootsanhänger, hinzu kommen noch zwei Rettungsboote.

Nicht zu vergessen ist natürlich der Rettungsdienst, der mit einem Notarzt-Einsatzfahrzeug, acht Rettungstransportwagen, sieben Krankentransportwagen und zwei Infektions-Krankentransportwagen aufwarten können. Alles in allem ein Fuhrpark mit einem Zeitwert von 5,4 Millionen DM.

Dieser stolze Fuhrpark fand in der von 1976 bis 1982 erbauten neuen Feuerwache an der Brücktorstraße ein neues Zuhause. Knapp 28 Millionen Mark stecken in dem Neubau, für den am 30. Oktober 1975 der erste Spatenstich erfolgte. Gewiß ein stolzer Betrag. Wer sich aber die unzähligen Räume, Hallen und Werkstätten auf dem 13260 Quadratmeter großen Grundstück genau ansieht, weiß, daß das Geld



Gegengiftdepot – auch überörtlich bewährt.





Training im stählernen Labyrinth.

sinnvoll angelegt ist. In drei Bauabschnitten wurde eine mit modernster Technik ausgerüstete Feuerwache gebaut, was alleine schon ein Blick in die Einsatz- und Rettungsleitstelle verdeutlicht.

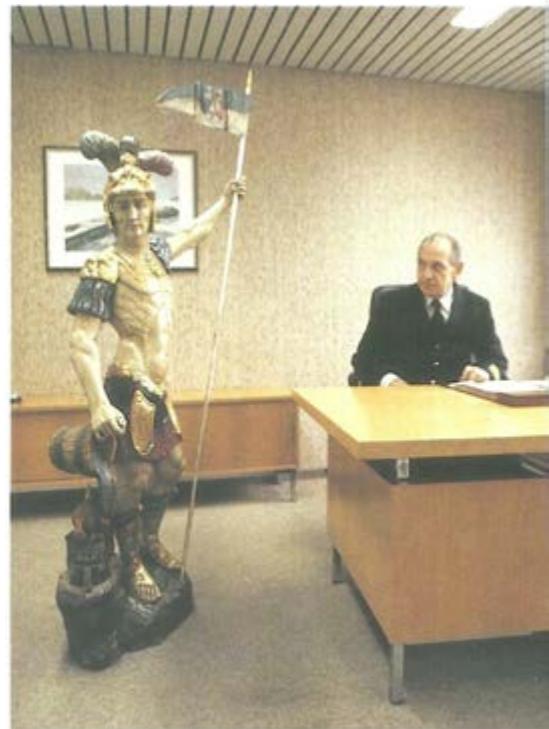
Ob die Funk- und Nachrichten-Werkstatt, der Schulungsraum, der Schlauchturm mit dazugehöriger Werkstatt, die Schlauchpflege-Anlage, die Schreinerei und Schlosserei oder die Atemschutzwerkstatt – alles befindet sich auf dem neuesten Stand der Technik, beweist aber auch einmal mehr, wie vielfältig das Einsatzgebiet für den Feuerwehrmann im Laufe der Jahre geworden ist.

In der Atemschutz-Übungsanlage trainieren die Beamten der Oberhausener Berufsfeuerwehr den Ernstfall. Die Maske ans Gesicht gepreßt, die Sauerstoff-Flasche auf dem Rücken, müssen sich die Wehrmänner – teilweise unter Einsatz von Tränengas – in einem stählernen Labyrinth mit ständig wechselnden Gängen zurechtfinden.

Eine Ecke weiter möchte man doch glatt in eine dreigeschossige, einzigartig in der Bundesrepublik, hübsch eingerichtete Wohnung einziehen, wenn – ja, wenn hier nicht in regelmäßigen Abständen Brände simuliert würden und künstlich erzeugter Rauch die Gemütlichkeit empfindlich beeinträchtigte.

In einem anderen Gebäude-Komplex ist das erste deutsche Gegengift-Depot untergebracht. In enger Zusammenarbeit mit einem bekannten deutschen Toxikologen und den Gift-Informationen-Zentralen München und Berlin wird das mobile Depot teilweise auch von weit außerhalb der Stadtgrenzen angefordert und mit Erfolg eingesetzt.

Mit zur festen Belegschaft – dies aber schon seit 1978 – gehört ein 1,65 Meter großer, rund 70 Kilogramm schwerer Kamerad, der seinen festen Platz im Zimmer von Walter Rößel, dem Leiter der Oberhausener Berufsfeuerwehr, gefunden hat.



Walter Rößel und sein „Chef“.

Sein Name: Florian, seines Zeichens „Heiliger“ und bekanntlich Schutzpatron der Feuerwehrmänner. „Bei einem Urlaub in Bad Tölz lernte ich einen Künstler kennen, der mir diesen für die damalige Zeit eigentlich ganz gut genährten Burschen schnitzte und im Januar 1978 höchstpersönlich in Oberhausen vorbeibrachte“, erinnert sich Walter Rößel. „Er ist eigentlich ein ganz netter Kerl – still und genügsam“, schmunzelt der Feuerwehr-Chef. „Und außerdem ist auf diese Art und Weise, sofern ich mal nicht da bin, zumindest noch ein „Heiliger“ im Zimmer . . .“

Alarm! Im Lautsprecher von Walter Rößels Zimmer raschelt es, dann ertönt laut und vernehmlich eine monoton-eindringliche Stimme: „Zimmer-Brand an der Schlägelstraße“. – Einsatz, einer von jährlich 20 000. Und einmal mehr riskieren mutige Männer Kopf und Kragen, um zu helfen, zu schützen, zu bergen oder zu retten.



Brief aus Middlesbrough

Lieber Hajo!

Wir verlassen „Newport Settlement Youth and Community Centre“. Draußen steht schon der weiße Landrover, der uns zum 40 Meilen entfernten „Residential Centre Stainsacre Hall“ in der Nähe Whitbys bringen soll. Alan Ritson, der Leiter des Centres, steigt aus und begrüßt uns herzlich.

Alan betreut die Oberhausener Jugendgruppe schon seit 1969. Er hat Familie, Frau und drei Töchter, und weiß, wie man mit Jugendlichen umgeht. Er bleibt immer ruhig, sachlich, freundlich, selbst wenn wieder einmal irgendein Ulkvogel um Mitternacht die Alarmanlage in Betrieb gesetzt hat.

Alan studierte Biologie, Zoologie und Sport an der Universität zu Durham und unterrichtete diese Fächer eine Zeitlang an einer Schule in Jarrow on Tyneside, bevor er 1969 seine Arbeit in Stainsacre aufnahm.

Abgesehen von den 14 Tagen, in

denen sich die Oberhausener Jugendlichen im „Residential Centre“ aufhalten, steht das Haus in erster Linie Schulkindern aus Cleveland County als Fortbildungsstätte und Freizeitzentrum zur Verfügung. Von montags bis freitags werden sie

Robert Harsh, Alan Ritson, Ruth Schmitz: bewährte Mitarbeiter im Jugendaustausch.



in Biologie, Zoologie, Geographie und Geologie unterrichtet, wobei das theoretisch erworbene Wissen im Anschluß „vor Ort“ veranschaulicht wird. An Wochenenden nutzen Jugendgruppen aus Cleveland County das „Centre“ als Ausgangsstation für Segelausflüge auf der Nordsee, Kanufahrten auf der Esk und für Wanderungen über die North York Moors.

Unter „moors“ stellen sich die meisten Deutschen wohl zunächst riesige Moore vor und sind ganz enttäuscht, wenn sie „nur“ mit Calluna und Erica bestandene Heideflächen antreffen; was sie erwarteten, nennen die Engländer „bogs“. Diese sind zwar auch vorhanden, spielen aber eine untergeordnete Rolle.

Die „North York Moors“ stellen einen riesigen „National Park“ von 553 Quadratmeilen dar, die größte zusammenhängende Heidefläche, die England zu bieten hat. Im Spätsommer und Herbst erblühen diese

Flächen zu beeindruckender Farbenpracht und ziehen sich wie ein purpurfarbener Teppich vom „Vale of York“ bis zur 40 Meilen entfernten Nordsee hin. Wer diese Landschaft einmal völlig entspannt erleben will, ohne sich auch nur im geringsten anstrengen zu müssen, kann seine Absicht zwischen April und Oktober per Eisenbahn verwirklichen: „North Yorkshire Moors Railway“, kurz und liebevoll auch „Moors Rail“ genannt, zeigt dem Besucher auf einer Strecke von 18 Meilen, die bereits 1836 von George Stephenson angelegt wurde, riesige Heideflächen, die immer wieder von Wäldern und Feldern, Flüssen und Bächen unterbrochen werden. Dem Liebhaber der alten Eisenbahn wird sogar die Wahl überlassen, ob er von Pickering nach Grosmont lieber von einer Diesel- oder, etwas nostalgischer, von einer Dampflokomotive gezogen werden möchte.

In extrem trockenen Sommern besteht auf den „North York Moors“ erhöhte Brandgefahr. So fielen im Jahre 1976 große Flächen den Flammen zum Opfer, und erst 1984 wurde die Rekultivierung dieser Flächen in Angriff genommen, ein Prozeß, der ungefähr 10 Jahre in Anspruch nehmen wird. Acht Jahre lang hatten die Flächen brach gelegen, und auf dem nährstoffarmen, steinigen Boden hatte sich kaum eine Pflanze angesiedelt.

Schafzucht wird auf den „Moors“ betrieben. Oft liegen ganze Herden von Schafen kauend am Straßenrand, ohne sich von vorbeisenden Autos auch nur im geringsten aus der Ruhe bringen zu lassen. Gefährlich werden sie allerdings, wenn sie unverhofft auf die Straße treten und so sich und die Autos gefährden. Schuldig ist bei einem Unfall, so wird mir berichtet, der Autofahrer, nicht der Halter der Schafe. Jeder Fahrer muß seine Geschwindigkeit so einrichten, daß es nicht zu einem

Zusammenprall kommt, der auch für die Fahrzeuginsassen böse Folgen haben kann.

Alan fährt mit uns quer durch „Captain Cook Country“ in Richtung Whitby. Überall in dieser Region wird der Besucher an den großen Entdecker und Weltumsegler James Cook erinnert.

In Marton, einem Vorort von Middlesbrough, wurde Cook am 27. 10. 1728 geboren. Den größten Teil seiner Schulzeit verbrachte er in Great Ayton. 1744 zog er nach Staithes, wo er bei einem Kaufmann seine erste Arbeitsstelle fand. Cooks Laufbahn als Seefahrer begann, als er 1746 den Entschluß faßte, sich vom Reeder John Walker in Whitby ausbilden zu lassen. Neun Jahre lang fuhr er auf Schiffen, die Kohle von Newcastle nach London brach-

liens brachten reiche Erträge. Auch gelang Cook durch die Wiederentdeckung der Torresstraße der Beweis, daß Neuguinea und Australien voneinander getrennt sind. Seine zweite Weltumseglung führte Cook ebenfalls mit einem in Whitby gebauten Schiff, der „Resolution“, durch. Zwischen 1772 und 1775 befuhr er die antarktischen Randmeere auf der Suche nach einem großen Südkontinent, der jedoch, so bewies Cook, nicht existierte. Auf seiner dritten Expedition, die 1776 begann, entdeckte er Hawaii, fertigte kartographische Aufnahmen der Westküste Alaskas und der Aläuten an und erforschte die Beringstraße. Zur Überwinterung kehrte er nach Hawaii zurück, wo er am 14. Februar 1779 von Eingeborenen getötet wurde.



Ein Zug der „Moors Rail“ auf einer Fahrt durch die „North York Moors“.

ten, bevor er sich im Jahre 1755 freiwillig der königlichen Marine anschloß. 1768 erhielt er das Kommando über das Kriegsschiff „Endeavour“, das in Whitby gebaut worden war und dessen Name im Wappen von Cleveland verewigt ist. Am 28. 8. 1768 begann er seine erste Entdeckungsreise, die ihn in den südlichen Pazifik führte. Geographische Erkundungen und kartographische Aufnahmen der Doppelinsel Neuseeland und der Ostküste Austra-

Überall in „Captain Cook Country“ erinnern Schilder, Statuen und Museen, von denen „Captain Cook Birthplace Museum“ in Marton/Middlesbrough das bedeutendste sein dürfte, an diesen hervorragenden Nautiker, den sicheren Kartographen, den zuverlässigen Beobachter und den vorzüglichen Menschenführer. Die Engländer sind stolz auf ihn; denn als erster hat

er Großbritannien auf die Besiedlungsmöglichkeiten von Neuseeland und Australien aufmerksam gemacht.

Es lohnt sich, all diese Orte, die mit dem Namen Cook so eng verbunden sind, zu besuchen, zumal sich darunter drei Seebäder befinden, die, da nicht weit von Middlesbrough entfernt, an Wochenenden von der schwer arbeitenden Bevölkerung gern zur Erholung aufgesucht werden. Denn sie verfügen über breite, feine Sandstrände und laden geradezu zu einem Sonnenbad und einem Sprung ins Wasser ein, wenn man einmal davon absieht, daß ersteres meist durch typisch englisches Wetter verhindert wird, letzteres, bedingt durch die niedrige Temperatur der Nordsee, zu einem Kälteschock führen könnte.



wir uns in mehrere Woldecken hüllen mußten, noch nicht aus dem Gedächtnis gewichen sind.

Wer weniger an Sonnen- und Seebad interessiert ist, hat die Möglichkeit, meilenweit am Strand entlang zu laufen, auf der einen Seite von der brandenden Nordsee begleitet, auf der anderen von einer beeindruckenden Steilküste, die besonders im Winter immer wieder von den starken Wellen des Meeres bearbeitet wird und dadurch ihre steilen Hänge behält. Der Höhenunterschied beträgt bis an die 100 Meter und wird einem voll bewußt, wenn man durch die engen Gassen der malerisch gelegenen Küstenorte schlendert. Immer wieder muß man steile Anstiege in Kauf nehmen, will man alle Teile der Orte sehen; aber meistens lohnt es sich.

Marske, der Ort, wo Cooks Vater begraben liegt, ist auch mit dem Jugendaustausch aufs engste verbunden; denn hier begann alles, und ich erinnere mich noch recht gut an die alten Holzhütten, die windumtost, oben auf den Klippen standen und uns 1954 Unterkunft boten. „Windy hill“ nennen die Einheimischen scherzhaft diesen Küstenstreifen, und ich muß gestehen, daß mir die kalten, windigen Nächte, in denen

Steilküste bei Whitby.

Allein 199 Stufen muß man steigen, will man einen Blick auf die Ruinen der alten Abtei von Whitby werfen, deren Entstehung auf die Mitte des 7. Jahrhunderts zurückgeht. Hier soll im Jahre 664 die berühmte Synode stattgefunden haben, auf der entschieden wurde, wann das Osterfest zu feiern sei, ob entsprechend der Lehre des Johannes oder der des Petrus. Unter dem

Druck der Annahme, daß Petrus den Eingang zum Himmel kontrolliere, sollen sich der damalige König von Nordhumbrien, Oswy, und die beiden Parteien auf die Lehre des Petrus geeinigt haben; denn keiner wollte Gefahr laufen, am Tage seines Todes am Himmelstor von Petrus zurückgewiesen zu werden, nur weil er ihn gekränkt hatte.

Ein paar Meter entfernt steht St. Mary's Church, eine Kirche, deren Geschichte auf das Jahr 1150 zurückgeht, in der aber heute noch Gottesdienste abgehalten werden. Das Innere ist einzigartig, da es den Zwischendecks eines hölzernen Kriegsschiffes nachgebaut ist. Ward Lock's Red Guide, ein Reiseführer, schreibt: „Die Häßlichkeit des Äußeren sollte den Besucher nicht von einer Besichtigung des Inneren ab-



Ruinen der alten Abtei von Whitby.

halten; letzteres ist noch viel häßlicher und allein schon unter diesem Aspekt sehenswert. Man kann es kaum beschreiben, man muß es sehen.“

Umgeben ist die Kirche von einer großen Anzahl von Grabsteinen, auf denen kaum noch ein Buchstabe erkennbar ist, so intensiv haben Stürme und Regen gewirkt. Am Eingang zum Friedhof steht das be-

rühmte Caedmon-Kreuz, das im Jahre 1898 errichtet wurde und an Caedmon, den Vater des englischen Kirchengesanges und der englischen Dichtkunst, erinnert. Ihm, einem stummen Kuhhirten, der hier in der Abtei unter der Äbtissin Hilda gewirkt haben und im Jahre 680 gestorben sein soll, soll im Traum ein himmlisches Wesen erschienen sein und die Gabe vermittelt haben, Teile der Bibel in Verse zu fassen, um sie anderen Leuten mitteilen zu können.



Fischstand in Scarborough

Schaut man vom Ostkliff, auf dem sich Abtei, Kirche und Kreuz befinden, hinüber zum Westkliff, so sieht man eine Reihe alter Hotels, vor denen eine Bronzestatue, wie könnte es auch anders sein, von Captain James Cook steht; dicht daneben erhebt sich ein hoher Bogen, der aus den Kieferknochen eines Walfisches gebildet ist und an die Bedeutung Whitbys als Heimathafen einer Walfangflotte erinnern soll.

Wer früh aufsteht, kann einen Blick in die Halle werfen, in denen alles, was die Kutter in den Hafen gebracht haben, versteigert wird; dabei handelt es sich nicht nur um Fische aller Art, sondern auch um große Krebse und Hummer. Sorgfältig aufgereiht, ihre Scheren verpflostert, liegen sie in großen Holzkisten, die später auf LKW geladen und in alle Teile Englands transportiert werden. Wer gerne möchte, kann sie sich auch frisch zubereitet



Blick vom Ostkliff zum Westkliff.

servieren lassen; denn überall in den Hafenstrassen der größeren Küstenorte gibt es Stände, die Krebs- und Hummerfleisch, Muscheln aller Art und jeder Zubereitungsform, Schnecken und Krabben anbieten; es gehört schlechthin zum Bild dieser Orte, daß Besucher Tüten voller Krabben in den Händen halten, das Fleisch herausdrehen und Schalenreste durch die Gegend spucken. Anschließend gibt's dann „icecream with flake“ für die Kleinen und ein „Newcastle Brown“ oder „Bitter“ in der nächsten Pinte für die Großen, besonders dann, wenn es der Familie gelungen ist, in einer der zahlreichen Bingo-Hallen das Taschengeld aufzufrischen.

Langeweile gibt es kaum in diesen Seebädern, die mich mit vielen Einrichtungen immer wieder an einen Kirmesbetrieb erinnern. Schon am frühen Vormittag sind die Bingo-Hallen überfüllt, meist mit älteren Frauen, die sich dort vergnügen und vielleicht versuchen, das spärlich bemessene Haushaltsgeld aufzubessern, oder aber der Gefahr erliegen, es ganz zu verspielen. Whitby und Scarborough mit den Seebädern auf den ostfriesischen Inseln zu vergleichen hieße, den Trubel der Sterkrauder Fronleichnamskirmes mit der

erholsamen Ruhe in der Elly-Heuss-Knapp-Stiftung gleichzusetzen.

Mittlerweile nähern wir uns Whitby. Die Ruinen der alten Abtei oben auf dem Ostkliff heben sich deutlich gegen den stahlblauen Himmel ab. Zur Linken sehen wir das dunkle Blau der Nordsee. Unterhalb der Abtei drängen sich die zwei- bis viergeschossigen Wohnhäuser an den Ufern der Esk entlang. Im Hafen erkennt man ein Heer von Masten; Segelboot liegt neben Segelboot. Vielleicht ist für das Wochenende wieder eine Hochseeregatta geplant?

Es ist Freitagabend, kurz vor Ladenschluß. Das veranlaßt uns, die Umgehungsstraße zu wählen; in einigen Minuten werden wir im zwei Meilen entfernten „Residential Centre“ sein. Wie schon so oft, werden wir uns einen Moment ausruhen und uns dann frisch machen, bevor uns Alan und seine Familie zu einem fürstlichen Abendessen bitten. Anschließend werden wir noch ein „Lager“ – auf die Zahl möchte ich mich nicht festlegen – in der „Windmill“ trinken, um dann in einen zwölfstündigen Tiefschlaf zu fallen.

Herzliche Grüße an Dich und Rosi, Eure Ruth und Horst.

Klosterleben in Oberhausen

von Solweig Kiock

Wie eine Eiche viele Äste und Zweige hat, so ist das Leben nach den „Evangelischen Räten“ in einer Fülle von geistlichen Gemeinschaften aufgefaltet. Ihre Wurzel ist das Evangelium. – Mit diesen Worten umschreibt eine Broschüre des Informationszentrum „Berufe der Kirche“ in Freiburg die Vielfalt und Einheit der verschiedenen Männerorden, von denen es auch in Oberhausen drei gibt: Das Kloster „Unsere liebe Frau“, Mülheimer Straße, das Kloster St. Vincenz, Vestische Straße, und das größte Oberhausener Kloster, Liebfrauen an der Roßbachstraße in Sterkrade.

Knapp 20 Patres und Brüder leben und arbeiten in diesen drei Häusern: Im Kloster „Unsere Liebe Frau“ ist der Orden der Herz-Jesu-Missionare zu Hause. Der Priester Jeles Chevalier gründete die Gemeinschaft der Herz-Jesu-Missionare 1854 in Issoudun. Durch die Verkündigung der Liebe Gottes zu den Menschen (Herz-Jesu-Verehrung) wollte er den Katholiken in Südfrankreich einen erneuten Zugang zum christlichen Glauben eröffnen. Durch die Französische Revolution und die ihr folgenden Ereignisse hatten nämlich viele Christen ihren Glauben verloren.

Chevalier konnte dieses Vorhaben jedoch nicht verwirklichen, da die meisten Mitglieder seiner Gemeinschaft schon bald aus Frankreich

ausgewiesen wurden. So faßte die Gemeinschaft in Belgien und den Niederlanden Fuß. Die Entscheidung zur Übernahme überseeischer Missionen im Jahre 1881 bedeutete einen besonderen Auftrieb.

Auf Drängen der Reichsregierung in Berlin wurde 1897 eine deutsche Ordensprovinz in Hiltrup bei Münster errichtet; daher nennen sich in West-Deutschland die Herz-Jesu-Missionare auch Hiltruper Missionare. Der deutsche Zweig des Ordens entwickelte sich so gut, daß im Jahre 1925 die österreichisch/baye-

rische Ordensprovinz errichtet werden konnte.

Herz-Jesu-Missionare waren hauptsächlich tätig in der Südsee. Nach dem 1. Weltkrieg durften deutsche Missionare vorerst nicht ausreisen; so suchte man in der Heimat neue Betätigungsfelder für Patres und Brüder.

1922 wurde das Kloster „Unsere Liebe Frau“ an der Mülheimer Straße in einem ehemaligen Tanzsaal gegründet. Der Seelsorgebezirk wurde von der Gemeinde St. Joseph abgetrennt als Pfarr-Rektorat. Einer der Ordenspriester erhielt von St. Josef ein Kaplansgehalt; andere waren als Religionslehrer tätig; Brüder arbeiteten in der Küche, im Garten und in der Sakristei.

1941 wurden die Herz-Jesu-Missionare aus allen Klöstern in den Provinzen Rheinland und Westfalen vertrieben. Die Oberhausener Ordensleute tauchten meist in anderen Teilen Deutschlands bei Pfarren unter.

1945 kehrten die ersten Patres wieder zurück; aber an der Mülheimer Klosterkirche „Unsere Liebe Frau“.



Straße war nur noch der Turm von Kloster und Kirche stehen geblieben.

Das Kloster an der Mülheimer Straße ist ein offenes Haus – zu offen für die Ordensbrüder, die sich auch der Stille des Ordenslebens verschrieben haben. So soll 1986 der kaputte Kreuzgang den Brüdern die Chance geben, an dieser Stelle einen Neubau zu errichten, um dann Gemeinde- und Klosterleben strenger voneinander trennen zu können.

Dennoch ist ULF – Unsere Liebe Frau – eine weltoffene Gemeinde, eine Vielzahl von Besuchern aus allen Teilen der Erde, Jugend-Zeltlager im Klostergarten und nicht zuletzt die „Damen-Mannschaft“, die den Brüdern den Haushalt führt, beweisen dies. Ein Leitspruch der Patres: „Jesus, ein Mensch wie wir, mit einem Herzen für den anderen.“

Start in Rom

Der Orden der Pallottiner – ihr Kloster St. Vinzenz an der Vestischen Straße ist ebenfalls ein offenes Gemeindehaus – wurde von dem römischen Priester Vinzenz Pallotti (1796 bis 1850) gegründet. Pallotti kam zu der damals ungewöhnlichen Erkenntnis: „In der Kirche tragen nicht nur Papst, Bischöfe, Priester und Ordensleute Verantwortung, sondern jeder Getaufte muß sich mitverantwortlich fühlen.“

Er entwickelte in der Großstadt Rom ein breites Seelsorge- und Sozialprogramm: Bildungswerke für die Jugend und einen Hilfsfonds, mit dem kleineren Landwirten aus einer wirtschaftlichen Existenzkrise geholfen wurde. Außerdem ließ Pallotti religiöse Schriften und Bücher drucken, die er in verschiedene Länder schickte.

Um möglichst viele Menschen für seine Arbeit zu gewinnen, gründete er die „Vereinigung des Katholischen Apostolates“: ein Verband vieler Christen, die ihre Taufe auf Jesus Christus sehr ernst nehmen



Klosterkirche St. Vinzenz.

und nicht nur für das eigene Seelenheil sorgen, sondern auch in vielen Aufgaben ganz praktisch am Reich Gottes mitwirken, zu Hause und in Missionen.

Die Pallottiner leben nach den Räten des Evangeliums: in Armut, in Ehelosigkeit, in Gehorsam. Ihr Gesetz heißt: miteinander leben – miteinander arbeiten – miteinander glauben in ständiger Offenheit für den Mitmenschen und die Welt von heute. Weltweit leben jetzt noch rund 2000 Pallottiner.

Am 8. Januar 1954 erhielt Pater Nikolaus Munkler vom Mutterhaus der Pallottiner in Limburg den Auftrag, in Oberhausen-Osterfeld ein Kloster zu gründen. Dieser Auftrag geht zurück auf eine Anregung des damaligen Bischofs von Münster, Dr. Michael Keller. Sein Anliegen war, St. Pankratius, die Mutterpfarre mit 12000 Seelen, zu teilen.

Pater Munkler quartierte sich im Ketteler-Haus ein und begann mit den organisatorischen Vorbereitungen. Als geeignetes Grundstück

wurde nach langen, zähen Verhandlungen der verwahrloste alte Friedhof am Marktplatz ausgesucht. Mit dem Bau der Rektoratspfarre St. Vinzenz, als Tochter der Muttergemeinde St. Pankratius, und des „Klösterchens“ wurde am 9. März 1956 begonnen, und schon am 17.



Oktober desselben Jahres konnte Pater Munkler seine „Notwohnung“ verlassen und mit Haushälterin und Hausgehilfin den Haushalt der Pallottiner eröffnen.

Drei Tage zuvor war feierlich der Grundstein für die neue Kirche gelegt worden. Am 17. Mai 1958 weihte schließlich der Bischof des neugegründeten Ruhrbistums Dr. Franz Hengsbach die neue Osterfelder Kirche auf den Namen St. Vinzenz.

Seitdem entwickelte sich ein reges Gemeindeleben rund um die Kirche und das Gemeindehaus. Die Patres und Brüder sind bei allen Festen und Feiern dabei, sind in der Jugendarbeit aktiv und nehmen an vielen kirchlichen Veranstaltungen in Oberhausen und innerhalb ihrer Ordensgemeinschaft teil. „Hauptberuflich“ waren und sind die Osterfelder Pallottiner Religionslehrer, Krankenhausseelsorger, Kapläne und Priester bzw. Pfarrer.

Radikale Armut

Der größte Oberhausener Orden

und der drittgrößte in der Welt ist der der Kapuziner. Diese Ordensgemeinschaft bildet mit den Franziskanern und den Minoriten zusammen den Ersten Orden (Männerorden) des heiligen Franziskus. Franz von Assisi (1182 – 1226), geboren als Franziskus Bernadone, Sohn eines Kaufmanns, hatte zunächst gar nicht vor, einen Orden zu gründen. Er begann einfach, das Evangelium in radikaler Armut zu leben. Er fing bei sich selber an und führte den Menschen aller Zeiten vor Augen: Nicht durch Macht, Geld und Vergnügen geschieht wahre Befreiung, sondern durch Hingabe an das Reich Gottes.

Bald schon strömten ihm Tausende zu. Er nahm sie als von Gott geschenkte Brüder an, wenn sie kirchlich gesinnt und bereit waren, alles, was sie besaßen, den Armen zu geben. So entstand eine Bruderschaft, deren kurze und einfache Regel schon bald von Papst Innozenz III. gutgeheißen wurde.

In dem Bemühen, dem heiligen Franziskus treuer folgen zu können, vereinigten sich um 1528 viele Brüder in einer neuen Gruppierung: den Kapuzinern. Sie kennen ebenfalls keinen von vornherein festgelegten Arbeitsbereich: Es zählt allein, die Bereitschaft, dem Reich Gottes mit ganzer Kraft zu dienen.

Kapuziner pflegten in Pestepidemien die Kranken, waren in Paris bei der freiwilligen Feuerwehr, lebten als Einsiedler und Prediger, als Bettelbrüder und Diplomaten, Beichtväter und Missionare, Handwerker und Wissenschaftler.

Die Lebensform der Kapuziner ist der „Konvent“. Hier sind alle Brüder, egal, ob sie die Priesterweihe erhalten haben oder nicht. Das Schwergewicht liegt auf der Treue zur Armut und dem gemeinsamen Gebet. Kapuziner sein heißt: bereit sein für jede Aufgabe und ein Gespür erlangen, wo Not am Mann ist.

Klosterkirche Liebfrauen.





So führte der Priestermangel die Kapuziner auch in die Leitung von Pfarreien.

Laienbrüder und Patres der deutschen Kapuziner betreuen Missionen in Chile und Indonesien. Außerdem widmen sich die Brüder der Kranken-, Soldaten-, Wallfahrts- und Telefonseelsorge, der Dienste im Haus, der Erwachsenenbildung, der Sorge um Sozialwaisen und anderen Aufgaben. Weltweit leben rund 12 500 Kapuziner.

Das Liebfrauen-Kloster an der Roßbachstraße wurde Anfang des 20. Jahrhunderts errichtet. Ein Großteil der Innenausstattung, Holzschränke und Gebetsbänke, wurden damals von den Kapuzinerbrüdern selbst hergestellt. Heute ist das Kloster der Mittelpunkt einer 6000-Seelen-Gemeinde. Im ehemaligen Refektorium – dem alten Speisesaal – steht ein Billardtisch, an dem die Jugendlichen der Pfarrei spielen. Jeder, der den Wunsch verspürt, kann an der Pforte des Klosters schellen und hat Gelegenheit zu einem persönlichen Beichtgespräch.

In der ehemaligen Bibliothek, die zum Nähraum umgestaltet wurde,

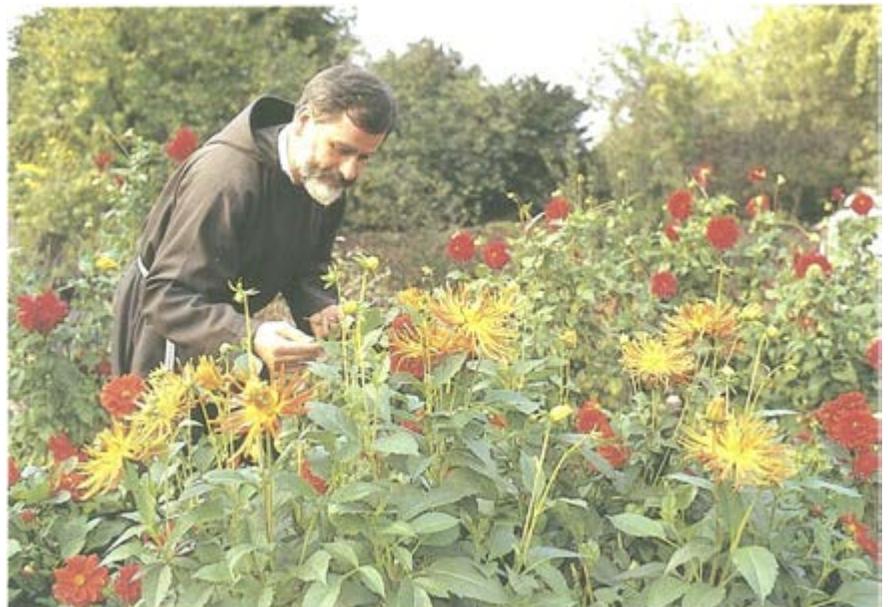
finden heute Kurse des Katholischen Stadthauses statt. Die Nähtische sind die alten Eßtische der Brüder. Außerdem verfügt das Kloster über eine umfangreiche alte und neue Bibliothek mit Meßbüchern aus dem vorherigen Jahrhundert und modernen Büchern und Zeitschriften.

Schwestern-Gemeinden

Schon dieser kurze Abriß über die

drei Oberhausener Männer-Klöster dürfte einen kleinen Einblick in das vielfältige Klosterleben geben, ganz ausgespart wurden hier die weiblichen Orden. Kenner behaupten, es gebe mindestens zehn Mal soviele Frauen- wie Männerorden und noch nicht einmal der Papst wisse, wieviele es auf der Welt wirklich seien.

Allein in Oberhausen lebt eine Vielzahl von Schwestern in den verschiedenen Gemeinschaften. Benannt seien hier: Die Schwestern vom St. Marienstift, Arme Dienstmägde Jesu Christ, Arndtstraße; die Dominikanerinnen im Vincenzhaus an der Grenzstraße; die Franziskanerinnen vom Heiligen Märtyrer Georg im Schwesternhaus an der Brücktorstraße; die Barmherzigen Schwestern von der Heiligen Elisabeth im Elisabeth-Krankenhaus; die Johannes Schwestern von Maria König, Kewerstraße; die Krankenschwestern nach der 3. Regel des Heiligen Franziskus im Marienhospital Osterfeld; und die Schönstätter Marienschwestern vom Katholischen Apostolat im Kinderheim an der Waisenhausstraße.



MÜLLVERBRENNUNG - AKTIVER UMWELTSCHUTZ



Die Oberhausener Zahnärztin geriet in Panik, als sie in ihre Praxis zurückkehrte, um teuren Schmuck aus dem sicheren Versteck zu holen. Denn der Mülleimer, den sie statt des Safes zur Verwahrung der Pretiosen ausgewählt hatte, war leer. Die Putzfrau hatte in ihrer Abwesenheit das Gefäß geleert. Und nun war guter Rat teuer. Dank eines Anrufs bei der „Gemeinschafts-Müll-Verbrennungsanlage ‚Niederrhein‘“ und weiterer Recherchen konnte zwar der Müllwagen ermittelt werden. Und die Geschäftsleitung der GMVA erklärte sich auch bereit, gegen entsprechende Kostenerstattung den Wagen auf dem Freigelände zu entleeren. Doch Ärztin und Praxispersonal stocherten vergeblich in den Müllmassen. Der Schmuck blieb verschwunden. Eine tragische Geschichte.

Traurig ist hingegen, daß Müllwerker zur Sommer-Reisezeit immer

wieder noch lebende Haustiere aus den Müllmassen zerrren. Die armen Kreaturen – von verantwortungslosen Zeitgenossen betäubt in den Kehrriech des Wohlstands geworfen – sind nicht mehr zu retten. Schwer verletzt und „durchgedreht“ müssen sie eingeschlafert werden.

Es sind zweifelsohne Extremfälle,

Das Maschinenhaus, die Kraftquelle der Müllverbrennungsanlage.



mit denen sich die Mitarbeiter der Müllverbrennungsanlage auseinandersetzen mußten. In der Regel wird in Lirich Hausmüll verbrannt. Runde 22 Tonnen schluckt jeder der vier Kessel pro Stunde, maximal 500 000 Tonnen pro Jahr, die aus einem Einzugsgebiet kommen, in dem rund eine Million Menschen leben. In den gewaltigen Kesseln herrschen Temperaturen von 1000 bis 1200 Grad. Durch die 45 Kilometer lange Leitungsschlange, die in jedem Kessel verlegt wurde, wird vorgewärmtes Wasser gepumpt. Der entstehende Dampf treibt eine Kondensationsturbine an, die am Rhein-Herne-Kanal Strom für 12 000 Einwohner erzeugt, der direkt ins Netz der Energieversorgung Oberhausen eingespeist wird. Zudem produziert das „Kraftwerk“ auch Dampf für die industrielle Produktion und die Fernwärme-Versorgung.

Die Kosten der Müll-Entsorgung,

rund 90 Mark pro Tonne, werden dank dieser wirtschaftlichen Verwertung des Mülls um etwa ein Drittel gesenkt.

Noch vor wenigen Jahren sah das anders aus. Da wurden die Müllmassen auf Deponien geschafft; sie verschandelten die Landschaft und stellten ein permanentes Risiko für's Grundwasser dar. Schon im Jahre 1961 liebäugelte deshalb die Stadt Oberhausen mit einer eigenen Müllverbrennungsanlage. Ein Gutachten vom Battelle-Institut sollte klären, ob sich eine solche Anlage lohnen würde. Auch hatte sich die „Wiege der Ruhrindustrie“ in dieser Zeit an einer Versuchsanlage in Essen-Karnap beteiligt; doch diese Lösung sollte sich angesichts wachsender Müllmengen und des langen Anfahrtsweges als wenig praktikabel erweisen.

Dann kam das Angebot eines Oberhausener Werkes, eine technisch und wirtschaftlich einwandfreie Verbrennungsanlage zu bauen. Ihr Vorteil: Die anfallende Abwärme sollte von der Energieversorgung Oberhausen (EVO) genutzt werden.

Derweil wurde immer offensichtlicher, daß ein neuer Weg für die „Müllvertilgung“ gefunden werden mußte, meinte doch der damalige Beigeordnete Hennig: Von der „barbarischen Art, Müll in ausgesandete Gruben zu schütten“, müsse man weg, zumal die vorhandenen Kippstellen in Kürze erschöpft sein würden. Auch bestünde die Möglichkeit, daß eine Änderung des Wasserhaushaltsgesetzes künftig das Kippen von Müll einschränken könnte. Im Land regten sich erste Umweltschützer.

Im Zuge der Überlegungen war festgestellt worden, daß sich eine eigene Verbrennungsanlage für die Stadt Oberhausen nicht rentieren würde. Nach intensiven Vorgesprächen wurde deshalb Anfang April beim damaligen Siedlungsverband

Kessel IV. auf der Bühne vor der Feuerung.



Ruhrkohlenbezirk die Gründungssitzung des Zweckverbandes „Gemeinschafts-Müll-Verbrennungsanlage „Niederrhein““ anberaunt. Zwei Standorte waren im Gespräch: Obermeiderich und – als ganz neuer Plan – Lirich. Am letzten Fördertag auf der Zeche Concordia war vom Vorstand ein Papier aus der Schublade geholt worden, das einen Umbau des Concordia-Kraftwerkes in eine Müllverbrennungsanlage vorsah. Babcock legte Pläne für den Umbau vor, und die Meidericher waren erfreut, daß ihnen die Müllgerüche erspart bleiben sollten. Anders die Liricher. Sie formierten frühzeitig ihren Widerstand in der ersten Oberhausener Bürgerinitiative, erreichten, daß die von Westen anrollenden Müllfahrzeuge nicht durch den Ortsteil sondern nur über den neu erbauten Em-scherschnellweg anrollen durften. Und die Liricher schafften es auch, daß der Anlage die damals härtesten Abluft-Werte auferlegt wurden, Werte, auf die noch zurückzukommen ist.

Die am Zweckverband beteiligten Kommunen Duisburg, Rheinhausen, Homberg, Moers, Dinslaken, Voerde, Walsum und Oberhausen wurden sich schließlich einig und als Lirich auch aus Düsseldorf „grünes Licht“ erhielt, war der mit 54 Millionen Mark veranschlagte Umbau gesichert.

Für den Umbau des Concordia-Kraftwerkes sprachen neben den Investitionseinsparungen der günstigere Standort, die kürzere Bauzeit und der Erhalt eines Teils der Concordia-Arbeitsplätze.

Seit Sommer 1972 lief die von Babcock umgebaute Anlage mit drei, hinter dem riesigen Müllbunker gelagerten Kesseln. Sechs Jahre später wurde offenkundig, daß der jährlich um 2 bis 6 Prozent wachsende Müllberg den Bau eines vierten Kessels erforderlich machen würde, und nach fünfjähriger Planungs- und



Minister Matthiesen und Dr. Zenker (EVO) bei der Übergabe des Kessels IV.

Bauzeit wurde im Herbst 1985 dieser Kessel von Umweltminister Klaus Matthiesen in Betrieb genommen. 42 Millionen Mark kostete die komplizierte Brennkammer, weitere 59 Millionen Mark werden für die Umrüstung auf Rauchgasreinigung für sämtliche Kessel veranschlagt. Die Elektrofilter dienen der Ver-

minderung von Staubkonzentrationen in der Abluft.

Ein Beispiel: Elektrofilter mit einem Wirkungsgrad von 99,5% verringern den Staubgehalt in einem Normalkubikmeter (Nm³) Abluft auf 100 Milligramm (mg). Der HCl-Gehalt wurde seinerzeit auf 1.500 mg, der HF-Gehalt (Fluor) wurde auf 10 mg vorgegeben.

Diese Werte sind nach Angabe des Betreibers stets unterschritten worden, und zwar um mehr als die Hälfte.

Der seinerzeit genehmigte Wert für SO₂ (Schwefeldioxyd) lag bei 2.500 mg. Seit Betrieb der Anlage ist jedoch niemals eine Grenze von 200 mg überschritten worden. Das liegt daran, daß Schwefeldioxyd hauptsächlich bei der Verbrennung fossiler Brennstoffe (Kohle) anfällt, die im Hausmüll kaum vorhanden sind.

Mit dem Bau des 4. Kessels ist eine zusätzliche Rauchgaswäsche eingebaut worden. Das heißt, die bisher durch die Elektrofilter gereinigten Rauchgase werden zusätzlich in der Rauchgaswäsche gereinigt. Die

Blick von der Krankabine in den Müllbunker.



neuen Höchstwerte liegen bei 50 mg HCl 3 mg HF und 400 mg SO₂ (entsprechend der Großfeuerungsanlagenverordnung, obwohl – wie gesagt – dieser Wert schon mit den Elektrofiltern unter 200 mg lag). Die zusätzliche Rauchgaswäsche wird auch hier noch einmal eine Verminderung bringen.

Apropos Schadstoffe. Das hochgiftige Dioxin – es entsteht zum Beispiel beim Verbrennen bestimmter Altöl-Sorten – fällt in der Liricher Verbrennungsanlage nicht an. Bei einer Temperatur ab 800 Grad entsteht Dioxin nicht mehr. Die Feuerraum-Temperatur auf dem Rost liegt bei 1.200 – 1.300 Grad. Auf Monitoren überwachen Ingenieure

und Müllwerker den Verbrennungsprozeß in jedem der vier Kessel. Die Kamera muß dabei permanent mit Luft und Wasser gekühlt werden. Sollte die Temperatur im Feuerraum abfallen, wird Stützfeuer gegeben; durch Düsen wird Öl in die Brennkammern eingespritzt. Erforderlich ist das zum Beispiel, wenn der Müll zu feucht ist oder keinen ausreichenden Brennwert hat.

Bis der Müll im Feuerraum verbrennt, hat er bereits einige Stationen hinter sich. Täglich rollen Müllfahrzeuge und „Private“ über die Buschhausener Straße. An der Fahrzeugwaage wird festgehalten, welche Menge Müll angeliefert wird, und es kommt auch vor, daß

schichten und mischen den Müll mit riesigen Greifern, die problemlos eine drei Tonnen schwere Last heben können. Pro Stunde muß jeder Brennofen mit vier Greiferladungen oder 28 Kubikmetern Müll beschickt werden. Die Kranführer haben aber noch andere Aufgaben. In dem stets unter Unterdruck stehenden Müllbunker – die Luft wird abgesaugt und gleich mitverbrannt – müssen sie auf mögliche Brände achten. Ein Dutzend Löschkanonen können per Fernsteuerung jeden Winkel des Bunkers erreichen. Doch meist ist der Brand schneller unter Kontrolle gebracht, wenn der Greifer das Brandnest packt und in einen der Trichter befördert, die direkt zum Feuerraum im jeweiligen Kessel führen. Über ein Walzenrost, der sich in einem Winkel von etwa 30 Grad neigt, rollt der Müll nun langsam in den Feuerraum. Von Plastik, Papier, Holz und anderen Abfällen bleibt nach dem Verbrennungsprozeß rund ein Zehntel des früheren Umfangs übrig. Die Schlacke wird im Naßwäscher gekühlt und fällt auf ein Transportband. Dort wird auch, um „Verstopfungen“ zu verhindern, „Sperriges“ aussortiert. Der matschig-graue Rest landet vor der Weiterverarbeitung erst einmal „auf Halde“.

Eine benachbarte Firma scheidet später über große Elektromagnete zunächst die Feineisenteile aus der Schlacke ab, um sie dann nach Korngröße zu sortieren. Nicht sortiert werden die riesigen Glasmengen, die nahe der Kai-mauer auf den Schiffstransport nach Gerresheim warten. Ein sichtbares Zeichen für erfolgreiches Recycling, dem in Zukunft andere folgen werden. Doch bis sich die Einsicht durchsetzt, daß eine weitere Verminderung des Müllvolumens ein Stück aktiver Umweltschutz ist, werden die Müllwerker am Rhein-Herne-Kanal über mangelnde Arbeit nicht zu klagen brauchen.



Leitstand, das Herz der gesamten Anlage.

Stichproben vom Abfall genommen werden. Denn für Sondermüll ist die Anlage nicht zuständig und auch nicht konzipiert. Der muß auf teure Deponien gebracht oder von Spezialfirmen beseitigt werden. In Lirich anliefernde Firmen benötigen deshalb eine Transportgenehmigung.

Was in die Schüttstellen gekippt worden ist oder von der mit 350 Tonnen Druck arbeitenden Sperrmüll-Schere zerkleinert wurde, wird von hydraulischen Schiebern in den Müllbunker gepreßt. Hoch über den Überbleibseln des Wohlstands arbeiten dort in klimatisierten Kanzeln zwei Kranfahrer,





TAUBEN SIND WIE KINDER

von Irmhild Piam

So manche Frau macht sich so ihre Gedanken, wenn der Vater mal wieder nicht zu Hause ist. Trinkt er in der Stammkneipe sein Bierchen oder geht er gar anderen Vorlieben nach? Die Frauen von Taubenzüchtern haben solche Sorgen selten. Vermißte Taubenzüchter werden normalerweise schnell gefunden. Vater hockt mal wieder im Taubenschlag. Dort verbringt er seinen Feierabend, seine Freizeit und, wenn's hoch kommt, auch noch seinen Urlaub. So mancher Familienkrach ist geradezu vorprogrammiert, wenn sich der Bazillus des Taubensports zur Suchtkrankheit auswächst und den Taubenvater

meist sein Leben lang nicht mehr losläßt. Frauen müssen da schon mitunter ein ganzes Eheleben lang in Kauf nehmen, daß sie als „Täubchen seines Herzens“ mit dem ganzen Taubenschwarm hinter dem Haus nicht konkurrieren können. Vernarrt in Tauben – das beeinflußt Tagesabläufe, Familienleben, Zeitplanung – und die familiären Finanzen.

Taubenzucht ist aber auch eine Wissenschaft, über die kluge Leute – darunter auch der ehemalige Kulturdezernent der Stadt, Hilmar Hoffmann – dicke Bücher geschrieben haben.

Brieftauben gehören zum Bild des

Ruhrgebiets, seitdem Industrie und Bergbau hier heimisch wurden. Was wiederum nicht besagt, daß Taubensport heute nur Liebhaberei der Kumpel und Arbeiter ist. Diese Leidenschaft geht durch alle Schichten der Bevölkerung; der Sport ist längst nicht mehr nur Liebhaberei „des kleinen Mannes“. In Oberhausen betreuen rund 750 Taubenzüchter, organisiert in 88 Vereinen, schätzungsweise 600 Taubenschläge. Gehätschelt und gepflegt wie kostbare Rennpferde werden dort etwa 30 000 Brieftauben. Diese für den Winter relevante Zahl klettert in der Sommerzeit noch einmal etwa auf das Doppelte. Durchschnitt-

lich hält jeder Oberhausener Züchter in den Wintermonaten rund 50 Tauben, etwa 90 im Sommer. 40 Vereine mit 356 Mitgliedern gehören zum Kreisverband Sterkrade, im Kreisverband Alt-Oberhausen mit seinen beiden Reisevereinigungen Ost und Zentral sind 48 Vereine mit 394 Mitgliedern zusammengefaßt.

Die Zeit der Wahrheit naht für die Taubenväter in der Reisesaison von April bis September. Dann zeigt sich, ob man „das richtige Händchen“ bei der Zucht hatte, ob gute Brieftauben wieder die alten Leistungen bringen, ob sich Investitionen beim Ankauf neuer Tiere auszahlen. Für die Jungtaube aus namhaften Schlägen muß der Züchter schon 300 bis 500 Mark hinblättern, aber auch mehrere Tausender kann er bequem loswerden, wenn es etwas Exquisites sein soll. Vor allem in Belgien, Mutterland des Taubensports, gibt es Adressen mit gutem Klang, deren Namen für eine bestimmte erfolgversprechende Rasse stehen. Da drängen sich Vergleiche mit dem Rennsport der Pferde auf. Und auch die Wette, Spiel aus einem guten Teil logischer Kalkulation, einem Stückchen Risiko und einer Prise Glück, ist beiden Sportarten gleich, bei den gefiederten Rennern in kleinerem Rahmen.

So kommt es, daß bei den Taubenvätern die Sonntage in der Saison spannender sind als jeder Tele-Krimi. Die drei Reisebusse der Reisevereinigungen Sterkrade, Ost und Zentral sind, vollgepackt mit der gurrenden Tauben-Fracht, in der Nacht zu den Auflaßorten gefahren. Sonntags, zu den Zeiten, da die Tauben zurückerwartet werden, kann man die Taubenväter himmelwärts gucken sehen. Ungeduldig werden die Brieftauben erwartet. Sekunden entscheiden nun über Züchterglück und Geld. Die Tauben bestimmen über gute und schlechte Sonntage. Vergebliches Warten zerrt an den Nerven, bringt so manchen um die

Nachtruhe. Freude, wenn die Taube in den Schlag schlüpft, des Züchters Alptraum, wenn der Rückkehrer auf dem Dachgiebel zu übernachten gedenkt.

Bei den 34 Altflügen (Tauben älter als ein Jahr) der drei Reisevereinigungen waren in diesem Jahr fast 60 000 Alt-Oberhausener und Sterkrader Tauben unterwegs. Sie legten 13 355 Preis-Kilometer zurück. Bei 17 Preisflügen für Jungtauben starteten fast 50 000 Tiere, sie flogen insgesamt 3229 Preiskilometer zurück in die heimischen Schläge. Inbegriffen waren die Flü-

ge für die Aktion Sorgenkind; dabei kamen 3500 Mark für den guten Zweck zusammen.

Um die Fähigkeit der Brieftauben, etwa aus 640 km Entfernung – das war die weiteste Strecke dieses Jahres für die Alttauben – heimwärts zu finden, rankt sich weiterhin ein Mysterium, das auch die Wissenschaft nicht zu enträtseln vermochte. So groß wie das Geheimnis ist auch die Hochachtung vor der Energieleistung dieser Tiere. Bis zu 1000 km kann eine Taube an einem

Tauben sind wie Kinder, sie brauchen viel Liebe und Pflege.



Tag zurücklegen, mit dem Wind schafft sie ein Tempo von 100 km pro Stunde.

Verschieden und trickreich sind die Methoden der Züchter, um die Tauben wieder so schnell wie möglich in den heimatlichen Schlag zu locken. Da gibt es die Nest-Methode bei Taubenpaaren mit einer Kinderstube. Der Instinkt, daß der Nachwuchs dringend Futter braucht, treibt den Elternteil zurück. Dazu die Witwerschaft: der Züchter spekuliert mit der Liebe des Tauben-

Brieftauben in der dritten Generation. Ein alter „Hase“ des Taubensports, der hier stellvertretend für viele andere genannt sein soll. Die Liebe zum Taubensport wurde ihm in die Wiege gelegt. Vater Karl Hupfeld, Mitgründer und ehemaliger Vorsitzender der RV Ost, und sein Großvater pflegten die gleiche Liebhaberei. Der gelernte Schreiner wuchs von Kind an mit den Tauben auf, saß an der Seite des Vaters im Schlag. Und er weiß von den Entbehrungen, die seine Eltern für die-

eben geht. In seinem schmucken Schlag hinter dem Haus werden im Winter rund 65 Tauben gehalten, mit einem Kompagnon teilt er sich die Arbeit. Wie alle Taubenfreunde hat auch er seine geheime Futtermischung, obwohl die Industrie für die Wohlstandstauben von heute Fertigfutter liefert.

Und da ist noch die nette Geschichte vom Großvater Wilhelm Hupfeld, der einst mit seiner Frau nachts auf eine von einem Preisflug noch nicht heimgekehrte Taube



Vor dem großen Flug.



Die Flugzeit entscheidet über den Preis.



Hier spricht der Züchterstolz.

paares, das übrigens lebenslang in einer Ein-Ehe zusammenlebt. Wie das Leben so spielt – der Täuberich hat zwar auch Augen für andere nette Weibchen, die er gurrend umwirbt, kehrt jedoch immer wieder zu seiner Ehe-Täubin zurück. Und nur mit dieser schnäbelt er, die Seitensprünge gehen ohne diesen Liebesbeweis ab.

Von den hochintelligenten Tieren, im Wesen alle grundverschieden, weiß der 56jährige Helmut Hupfeld stundenlang zu erzählen. Er züchtet

ses Hobby auf sich nehmen. Über dem Häuschen an der Eckstraße, das Helmut Hupfeld bewohnt, schwirren Tauben seit über 50 Jahren. Die Eltern mußten 12 Verwandte ausbezahlen, um das Haus zu halten und Platz zu haben für ihre Brieftauben. In der Taubenzucht hat Helmut Hupfeld bis heute Entspannung und Zufriedenheit gefunden. „Tauben sind wie Kinder, die einen sensibel, die anderen robust“, erzählt er und versichert, daß er das Hobby ausüben wird, solange es

wartete. Im Bett hörten die Eheleute Hupfeld plötzlich im Schlag die Klingel läuten. In Nachthemden eilten die beiden hinaus. Vater Hupfeld kraxelte das Leiterchen empor, die Mutter mit der Kerze hinterdrein. Und dabei steckte sie dem Ehemann das Nachthemd an, der in wilder Panik das Gewand löschen mußte. Die ganze Aufregung war umsonst, denn der Wind hatte die Klingelanlage ausgelöst. Helmut Hupfeld schwört, dieses sei kein Taubenzüchter-Latein.



von Helmut Stoltenberg

Kohle und Eisen löscht man mit Wasser, aber unsere Väter wußten schon seit Bestehen der „Wiege der Ruhrindustrie“, daß der Seele Freud auch mit einem guten Tropfen nachgeholfen werden kann, um den Durst des Kumpels und des Hütters zu löschen.

Sprach Bacchus dem Wein, Weib und Gesang zu, so gesellte sich zu ihm Lukullus, der neben diesen drei Lebensfreuden dem leiblichen Wohl mit üppigen Speisen zusprach. Hier trafen keine Welten aufeinander, hier ergänzten sich die Götter in Freud und Leid – von der Antike bis in den heutigen Tag.

Als Oberhausen noch in den Kinderschuhen steckte, als man in Holten, Sterkrade, Lippern und Osterfeld und nicht zuletzt in Alstaden auf jahrhundertealte Traditionen zurückblicken konnten, da zogen Arbeitssuchende in unsere Stadt, angelockt von Kohle und Stahl. Gewiß, es waren nicht nur brave Leut' drunter, auch gestandene Mannsbilder, die mal gerne einen über den Durst tranken. Aus den Journalen erfährt man von Ausschreitungen im „Suff und in der Keilerei“, wie ein

Chronist vor über hundert Jahren zu berichten wußte.

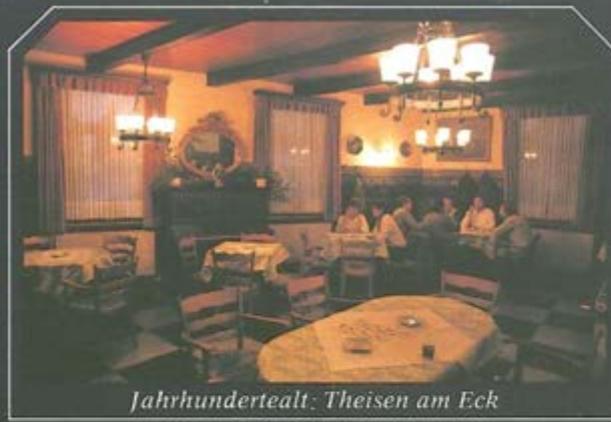
1879 gründeten 39 „Gastronomen“ den Oberhausener Wirteverein, um ihre Interessen zu vertreten. Da war nämlich Bürgermeister Schwartz, der sich oft darüber beklagte, wie sehr das soziale Verhalten in der Stadt zu wünschen übrig ließe. Er, der als erstes Gebäude in der neugegründeten Stadt ein Arresthaus bauen ließ, hatte Zeit seines Lebens mit Aufsässigen zu tun und machte vor allem die Liberalisierung im Rechtswesen und im Strafvollzug für den Verfall der Familien, für den „bürgerlichen Niedergang“ verantwortlich. Den Wirten aber maß er einen Löwenanteil Schuld daran bei. Bei der Einbringung des Etats im Jahre 1876 klagte er: „Wenn es richtig ist, daß mit dem Aufblühen, der Vermehrung und Ausdehnung der industriellen Unternehmungen der allgemeine Wohlstand gehoben wurde, so ist es wohl ebenso wahr, daß mit diesem Aufblühen die allgemeine Entsittlichung gleichen Schritt gehalten hat.“

Zählte einst Oberhausen rd.

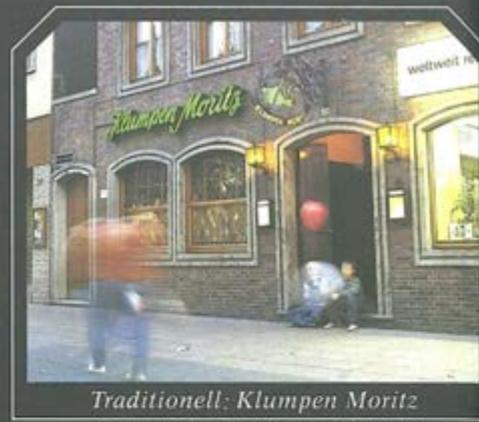
16 000 Einwohner, so sind es heute knapp 230 000 Einwohner. Mit dem Wachstum in den Gründerjahren schossen auch die Cafés, Hotels, Restaurants, Kabarets und Bars aus der Erde wie Pilze. Aber sie wurden noch übertroffen von den kleinen Gaststätten, von der Kneipe an der Ecke, am Zechen- und am Werkstor, wo oft Mutter stand, um den Wochenlohn abzuholen, damit die Blagen zu Hause auch zu ihrem Recht kamen, wenn Vadder sich im Schweiß seines Angesichts noch 'nen Kurzen und 'nen Langen gönnte. Zeiten, derer man sich heute noch gerne mit einem Lächeln erinnert, aber oftmals nicht gerne denkt.

Schwamm drüber! Heute ist das alles anders – alles zwar nicht, aber vieles hat sich geändert. Denn wer heute einen „Zug durch die Gemeinde“ machen will, der muß sich schon ganz schön anstrengen – schließlich haben wir heute insgesamt 523 konzessionierte gastronomische Betriebe in der „Wiege der Ruhrindustrie“. Das reicht von der Bude an der Ecke bis zum Nobelhotel und -restaurant, von anspruchsvoller literarischer Unterhaltung bis zum Disco-Sound und zum schlichten Pils. Hier alle Lokalitäten aufzuführen, würde das ganze Stadtbuch füllen.

Das Klavier mit dem Spiegel darüber funktioniert nicht mehr und draußen auf dem gegenüberliegenden Markt werden keine Pferde und Schweine mehr verkauft, dennoch in der jahrhundertealten Kneipe „Theissen am Eck“ in Holten trifft man sich, treffen sich die Holtener. Heinrich Theissen – sein Vater, sein Großvater, sein Urgroßvater usw. hießen alle Heinrich – weiß zu berichten und kann es belegen, daß die Familie laut Urkunde im 17. Jahrhundert zuerst in der Feldmark siedelte – obwohl Holten schon im 14. Jahrhundert durch die Bürgerschützengilde und das Kastell ur-



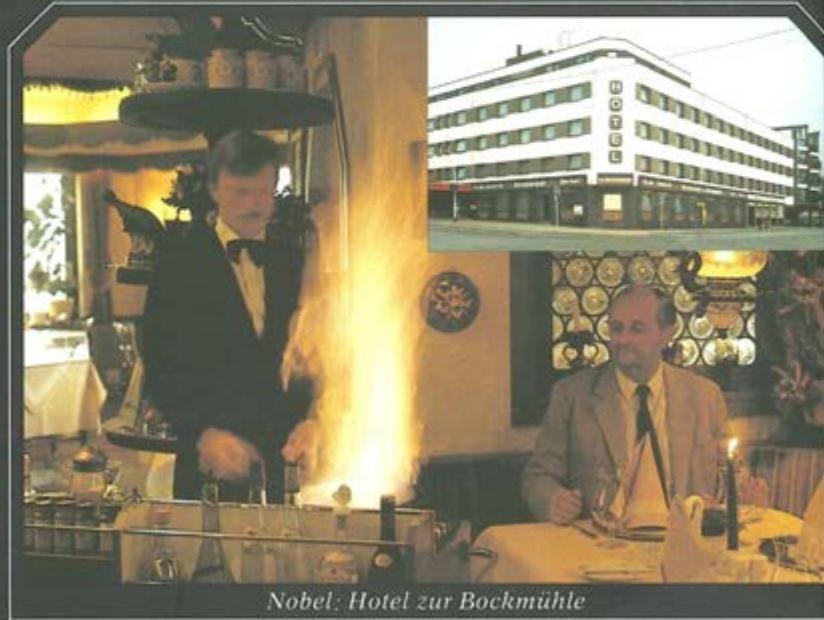
Jahrhundertealt: Theisen am Eck



Traditionell: Klumpen Moritz



Zeitkritisch: Distel



Nobel: Hotel zur Bockmühle

kundlich erwähnt wurde. Was soll's – gezeitet wurde auch hier zu allen Zeiten.

Stehengeblieben ist die Zeit in der Gaststätte Franz Lagermann „Zum Waldeck“, etwas weiter südlich an der Holtener Straße. Draußen ziert ein goldener Hirschkopf das Haus und geschliffene Fenster, in edlem Holz gerahmt, laden zum Verweilen ein, denn drinnen erwarten den Gast mit zahlreichen Geweihen an den Wänden ein besonderes Ambiente. Der Fußboden ist ausgetreten, die knöchernen Äste ragen aus dem braungestrichenen Boden hervor. Und das Mobiliar ist um die Jahrhundertwende anzusiedeln, er-

zählt man sich doch, daß einst die Bierfässer noch im nahegelegenen Handbach gekühlt wurden. Eine Gaststätte als Rarität, als kleines Gänseblümchen an der überhitzten Autobahn.

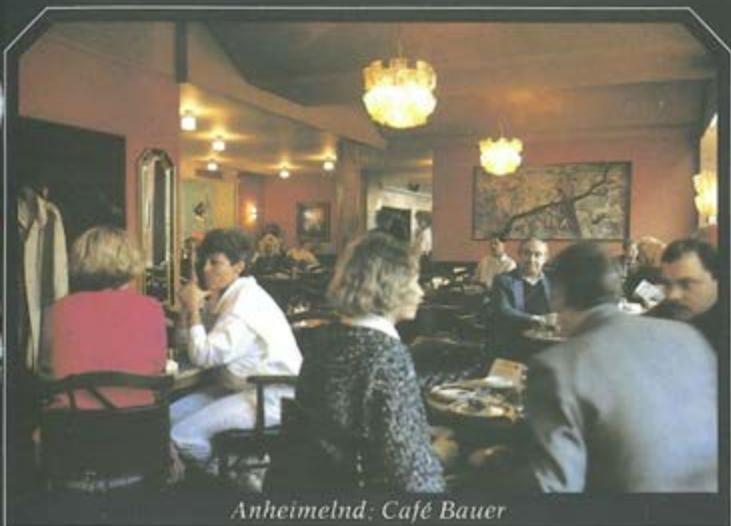
Ganz anders dann in Sterkrade. Das „Wachsame Hähnchen“ gibt es nicht mehr, „Enser“ auch nicht, genauso wenig wie den „Brandenburger Hof“, dafür aber noch den „Klumpen-Moritz“ als Traditionslokal. Er hat sich als Traditionsgaststätte neue Klumpen verpaßt. Die Sterkrader verkehren gerne im „Klumpen“, schließlich ist er alljährlich zur Fronleichnamskirmes ihr Zuhause.

Ein Zuhause hat auch unsere junge Avantgarde in einem anderen Etablissement gefunden – im früheren Fachwerkhaus der Gaststätte Buschmann. Heute heißt diese Lokalität zeitkritisch und bewußt „Distel“. Gedichte, Satire und Kabarett geben sich in altem Interieur ein Stelldichein. Hier wird diskutiert, gelacht und die Geselligkeit gesucht. Eine kleine Enklave der kleinen Kunst hinter dem Kanal.

Kunst will verstanden sein. Das Hotel „Zur Bockmühle“ versteht es auf seine Art. Inhaber Paul Wischermann sieht diese Kunst in dem Service am Kunden. Nicht nur, daß das Hotel über die meisten Zim-



Vom Feinsten: Restaurant Frintrop



Anheimelnd: Café Bauer



Weltbekannt: Hotel Ruhrland

mer mit dem größtmöglichen Komfort vom Fernseher bis hin zur Sauna mit Fitnessraum verfügt, auch die Küche weiß, daß Lukullus hier ein- und ausgeht. Hier gibt sich die Welt die Türklinke in die Hand – selbst Fußball-Bundesligisten, wenn sie hier im Westen „zu tun“ haben, suchen dieses Nobel-Hotel auf.

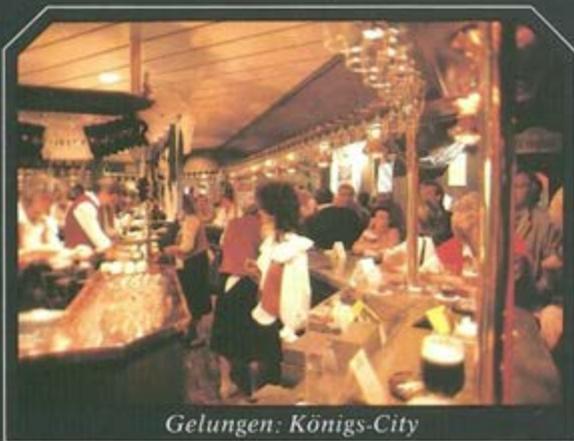
Ganz nobel geht es auch im „Haus Frintrop“ im Drei-Städte-Eck an der Mühlenstraße 116 zu. Einst hielten vor diesem Haus die Ochsen-Karren, heute sind es die Nobel-Karossen der finanziell etablierten Schicht. Nicht Jet-Set, aber dennoch gut betucht, denn was Her-

mann Frintrop jun. dort seinen Gästen am Eingang zum Hexbachtal auf französische Art nach der Devise „hier kocht und flambiert der Chef selbst“ an der festlich gedeckten Tafel kreierte, ist formidabel, ist delikates, nein, es zergeht auf der Zunge. – Das muß man schon sagen, denn französisch ist seine Küche und mehr als nur im Ruhrgebiet anerkannt, wie die Autoschilder vor seinem Hause es beweisen.

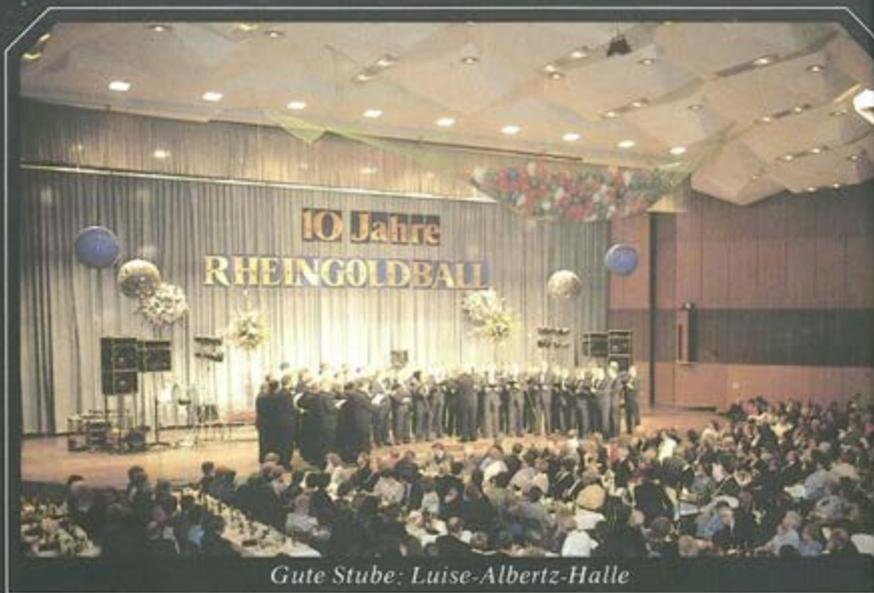
Beweise internationaler Qualität erbringt auch das weltbekannte Hotel Ruhrland. Die Kurzfilmtage, die Messen in den Nachbargroßstädten, wie überhaupt immer wieder Gäste aus aller Welt dieses Oberhausener

Hotel und First-Class-Restaurant besuchen, sind ein Maßstab dafür. Aber Hotelier Vogel versteht es seit vielen Jahren, sein Haus auch den Mitbürgern zu öffnen – von der Familienfeier bis zum Dämmer-schoppen an der Bar . . .

Gastronomie ohne Café ist nicht wegzudenken, denn wenn man die Geselligkeit sucht, so findet man sie auch bei Kaffee und Kuchen. Ein Cognac und ein Bier runden das Bild ab, wenn man das Café von Walter Bauer an der Ecke Markt- und Gewerkschaftsstraße aufsucht. Jung und alt finden sich hier zum alltäglichen Plausch ein. Verliebte muß man in einem Café erst gar



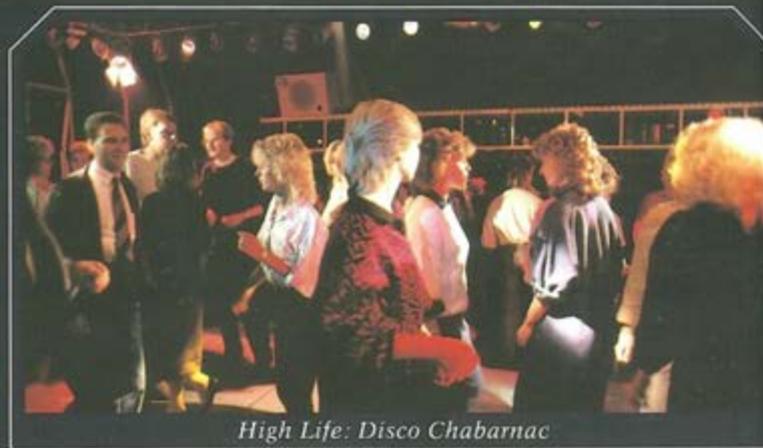
Gelungen: Königs-City



Gute Stube: Luise-Albertz-Halle



Kurzweilig: Pferdestall



High Life: Disco Chabarnac

nicht in Stimmung bringen, sie sind's ja schon. Und wenn Oma und Opa sich zärtlich die Hand halten, so kennzeichnet es die anheimelnde Atmosphäre dieses Hauses, das am Stil eines alten Café-Hauses festgehalten hat und auch fürderhin will . . .

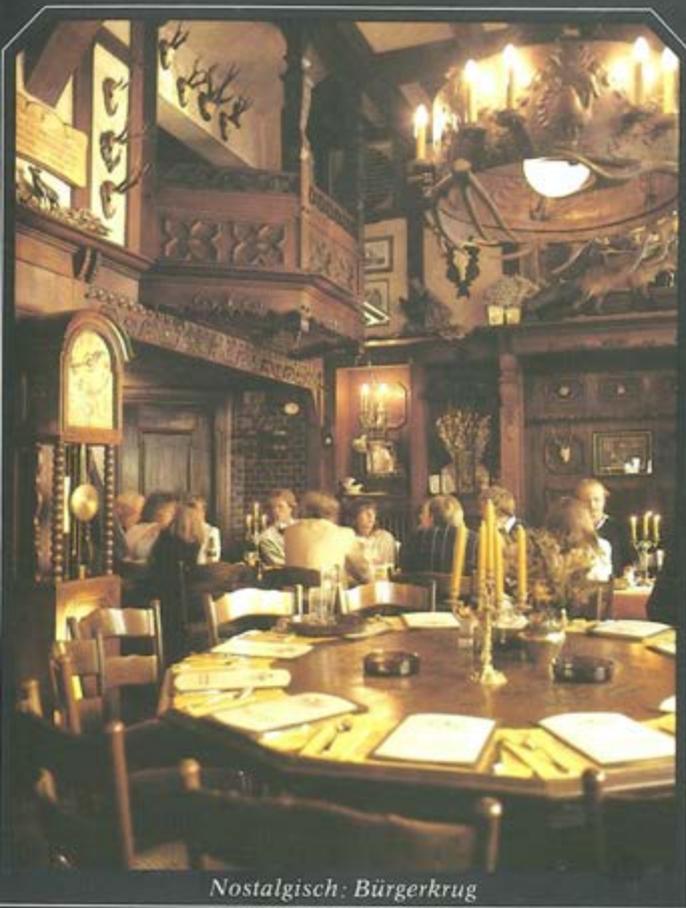
Ganz anders hingegen das Köpi-City im renovierten Bert-Brecht-Haus im Zentrum der Stadt – Gaststätten-Atmosphäre. Einst stampften hier die Druckmaschinen und die Rotation der Ruhrwacht. Hier wurden Neuigkeiten schwarz auf weiß gedruckt – hier kam ein Puls zum Schlagen, der für den Leser da war. Jetzt aber hat Herbert

Pietrasch täglich eine andere Ader anzuschlagen, die Bierader mit einem gelungenem Konzept zwischen Konsum und individueller Information.

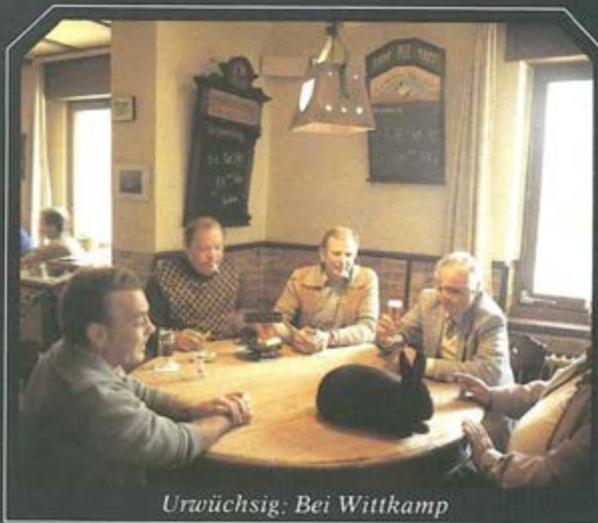
Information, was wäre sie ohne die Luise-Albertz-Halle. Sie ist das Herz, die gute Stube der „Wiege der Ruhrindustrie“. Nicht umsonst ehrte man mit diesem Namen die Mutter Courage des Ruhrgebiets, wie Ex-Ministerpräsident Heinz Kühn Luise Albertz einst nannte. Kongresse, Messen, Feste und Partei- sowie Gewerkschaftsversammlungen haben hier auf dem Galgenberg seit Jahrzehnten ein Domizil. Hier können sich Künstler aller Schattierun-

gen mit Erfolg präsentieren. Die Luise-Albertz-Halle ist nicht wegzudenken aus dem Gastronomie- und Unterhaltungssektor unserer Stadt.

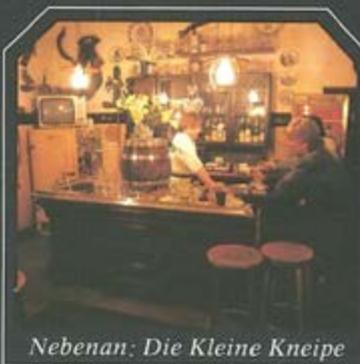
Aber da sind auch noch andere, die dieses Leben bereichern. Auf der längsten Theke in Oberhausen, der Nohlstraße, ist die Kurzweil, ist die Unterhaltung zuhause. Eines dieser vielen Lokale nennt sich seit Jahrzehnten „Pferdestall“. So manche Generation ist darin groß geworden, hat sich kennen- und liebelernen. Heute so wie gestern. Wer einen Schritt in die Tür setzen möchte, muß, wie auch in den vielen anderen Unterhaltungsgaststätten,



Nostalgisch: Bürgerkrug



Urwüchsig: Bei Wittkamp



Nebenan: Die Kleine Kneipe



Auf die Schnelle: Bude

den Gürtel enger schnallen, um einen Platz zu bekommen.

Platz benötigt man auch an der Alstadener Straße 39, im „Chabanac“, in Oberhausens größter Diskothek, wenn über einen die Laser-Strahlen wie Blitze im Rhythmus der Musik einschlagen. Mit überschlagender Phonstärke ertönen die Hits der Zeit im Wechsellicht, auf die das zu meist jugendliche Publikum von Düsseldorf bis zum Niederrhein „voll abfährt“. Der Mann mit der Basken-Mütze – sein Markenzeichen – Jürgen Schiavo, machte hier aus einem Kino einen Treff für die Jugend am Abend.

Ganz anders erlebt der Gast den

neuen alten „Bürgerkrug“. Ein Hauch von Nostalgie umgibt den Bürger, wenn er in dem „Steak- und Bratenhaus“ zum Umtrunk und zum Schmaus sich einfindet. Drago Begic verband hier mit viel Geschmack zum Interieur die Vergangenheit mit der Gegenwart. Von der antiken Nähmaschine über den Kristallüster bis hin zu einer riesigen Eichenbaumkrone und zum historischen Jägerzimmer wurde hier Altes bewahrt und unter „Denkmal-schutz“ gestellt.

Doch der Abend ist nicht nur bei unserer Jugend gefragt, auch das Alter hat ein Recht auf Geselligkeit. Wenn es schon kein Nobel-Hotel

oder -Restaurant sein muß, so ist es für die älteren Mitbürger in unserer Stadt doch immer noch die kleine Kneipe an der Straße, von nebenan oder an der Ecke – und sie zählen zu den meisten im gesamten Kohlenpott. Bei Wittkamp an der Siepmannstraße da gibt es noch so'ne richtige Kneipe an der Ecke. Hier treffen sich die Rentner, die Tauben-, Hühner- und Kaninchenzüchter und gehen in ihren Erzählungen und Problemen auf – bei einem Kurzen und einem Langen, versteht sich. Und auf dem Heimweg wird noch schnell 'ne Pulle Bier mit zu Muttern genommen – für's Pantoffel-Kino, ist doch klar. . .

LEBENSINHALT DURCH LEBENSILF

von Egon Berchter

Es gibt ein Ding, stärker als alle Armeen der Welt und das ist eine Idee, für welche die Zeit gekommen ist (Voltaire)

Am Beginn stand ein Wort: Lebenshilfe. Es klang hoffnungsvoll und machte Mut, weil es in eine Zukunft wies, an die Eltern geistig behinderter Kinder nach den schlimmen Erfahrungen im Dritten Reich für sich und ihre Familien in den Jahren nach 1945 kaum zu glauben wagten. Die Nachricht von der „Lebenshilfe“ verbreitete sich. Menschen, die sonst nichts miteinander verband, kamen sich nahe und wagten zu hoffen. Kein Außenstehender und auch nicht der Kreis heute betroffener Eltern kann ermessen, was das damals bedeutete. In einer Zeit totaler Hilflosigkeit und Verzweiflung eine Stimme zu hören, die von Hilfe sprach. Wenn man sich in die Gründerzeit der Lebenshilfe versetzt, so wird man an ein Bild erinnert, wo viele Rinnsale sich zu Bächen und Flüssen vereinigen, um dann in einem breiten Strom dahinzufließen.

Eine Mutter erinnert sich: „Mein Sohn ist jetzt 29 Jahre alt; er arbeitet in der Werkstatt für Behinderte in Oberhausen und wohnt in der Wohnstätte im ‚Haus der Lebenshilfe‘. Wir – also mein Sohn und ich – haben das Bestmögliche erreicht, aber bis hierher war es ein langer Weg. Als mein Sohn das Schulalter erreichte, wurde er in zwei aufeinanderfolgenden Jahren ausgeschult. Wir standen allein und hilflos da, niemand war zuständig, niemand

hatte ein Ohr für unsere Sorgen. Ich war verzweifelt. Was hatte er schon für Möglichkeiten? Mein Sohn war 9 Jahre alt, als ich zum ersten Mal etwas von der „Lebenshilfe“ hörte. Betroffene Eltern hatten sich zusammengeschlossen. Es war für mich wie ein Aufatmen, eine Befreiung der seelischen Belastung der vergangenen Jahre. Es war ein Anfang. Mein Sohn wurde gefördert, er bekam Kontakt. Er wurde freier und ansprechbarer und er wurde selbständiger. Und was meine größte Freude war, er lernte besser sprechen. Heute unterhält er sich ungezwungen. Isoliert in der Familie hätte er es wohl nie geschafft.“

Aus diesem Brief ist nicht nur die Entwicklung zu verfolgen, welche die „Lebenshilfe für geistig Behinderte“ in Oberhausen genommen hat. Er verdeutlicht, welche Fortschritte die Arbeit mit behinderten Menschen am Ort gemacht und wie sich das Selbstverständnis behinderter Menschen in fast zweieinhalb Jahrzehnten gewandelt hat. Die Einstellung der Bevölkerung und das Verantwortungsbewusstsein des Staates gegenüber Behinderten haben sich deutlich zu Gunsten dieses Personenkreises verbessert.

Am Anfang aller Bemühungen stand im Januar 1963 auch der gute Wille, und bereits im April 1964 konnten Rat und Verwaltung der Stadt für die Schaffung einer Tagesbildungsstätte gewonnen werden. Die städtische Tagesstätte „Lebenshilfe“ entstand in Osterfeld an der Schwarzwaldstraße und förderte insbesondere behinderte Kinder im schulpflichtigen Alter. Die „Lebens-

Werkstatt für Behinderte, seit 1974 in Königshardt.





hilfe“ selbst richtete im Herbst 1967 in der alten Moltkeschule in Oberhausen eine Anlernwerkstatt ein. Sie war als weiterführende Einrichtung gedacht, stand aber auch den jugendlichen Behinderten offen, die bis dahin keinerlei Förderungserfahren hatten. Das war alles nur möglich, weil sich gerade in den Anfangsjahren viele Eltern in ihrer freien Zeit zur Verfügung gestellt und selbst Hand angelegt hatten, um die alte Schule umzubauen. Rückblickend ist es für die heute Verantwortlichen nicht mehr verständlich, daß es damals so schwer war, die Namen von mindestens 23 geistig behinderten Kindern und Jugendlichen zu erfahren. Diese Mindestzahl war vom Landschaftsverband Rheinland vorgeschrieben, um eine Anlernwerkstatt zu eröffnen. An Trinkhallen haben wir die Namen behinderter Jugendlicher erfragt. Die Eltern wurden dann aufgesucht, und oft wurde uns die Tür vor der Nase zugeschlagen. Häufig schlug uns aber auch nur eine Welle von Mißtrauen entgegen. Dies änderte sich durch die erfolgreiche Tätigkeit und die Öffentlichkeitsarbeit, bei der die „Lebenshilfe“ in starkem Maße von der Oberhausener Presse unterstützt wurde, sehr schnell.

Für die Förderung der Kinder und der Jugendlichen, die leicht hätten vergessen werden können, waren nun die Voraussetzungen geschaffen. 1974 konnte die „Lebenshilfe“ deshalb in angemieteten Räumen auf der Lothringer Straße auch mit der Frühförderung geistig behinderter Kleinkinder und von Behinderung bedrohter Kinder beginnen. Diese Institution befindet sich heute – für die Eltern durch ihre Nähe zum Bahnhof und zur Stadt ver-

Für 250 behinderte Mitarbeiter stehen speziell eingerichtete Arbeitsplätze in verschiedenen handwerklichen Berufen bereit.

kehrsgünstig gelegen – am Friedensplatz. 70 Klein- und Kleinstkinder werden durch drei geschulte Mitarbeiter gefördert. Diese Einrichtung arbeitet eng zusammen mit dem Gesundheitsamt der Stadt Oberhausen und den Kinderärzten. Im Alter von 3 bis 5 Jahren wechseln die Kinder im Normalfall in den Sonderkindergarten des Caritasverbandes. 1975 wurde nach dreijährigen Bemühungen der „Lebenshilfe“ beim Kultusminister aber auch bei Rat und Verwaltung der Stadt die Schule für geistig Behinderte (Schillerschule) in Osterfeld auf der Arminstraße eröffnet. Sie wird heute von rund 150 Schülerinnen und Schülern besucht. Da Arbeit wie Bildung ein menschliches Grundrecht ist, von

Da wir es auch als Verpflichtung gegenüber den Eltern der Behinderten ansahen, einen Wohnplatz zur Verfügung zu stellen, wenn die Versorgung im Elternhaus nicht mehr ausreichend gewährleistet ist oder ganz ausfällt, hat die „Lebenshilfe“ in Königshardt eine Wohnstätte für 48 Behinderte gebaut.

Johannes Mario Simmel hat einen Roman betitelt: Niemand ist eine Insel. Diese Feststellung trifft auch für den behinderten Menschen zu. In einer solidarischen Gesellschaft kann der Einzelne ein Höchstmaß an Freiheit und Selbstentfaltung finden. Integration bedeutet eben nicht nur einfaches Dabeisein, mitlaufen, sondern ein Daheimsein in einer sozialen Gruppe, zu der man

wie es ihm gefiele, antwortete mit dem kurzen aber bezeichnenden Satz: „Ich bin glücklich.“

Natürlich ist das Erreichte immer noch viel zu wenig; denn noch haben längst nicht alle Behinderten den Platz, an dem sie ihrer Behinderung entsprechend am besten leben und gefördert werden können. Beispiele, in denen behinderte Menschen den Mut hatten, sich über die Rollenerwartungen der Umwelt hinwegzusetzen, ließen spontane Freundschaften entstehen, in denen gegenseitige Achtung die Behinderung schließlich als völlig unwesentlich erscheinen ließ. Menschlichkeit ist eben nicht verschreibungspflichtig.

Heute stellen wir uns die Frage, ob



dem kein Mensch ausgeschlossen werden darf, wurde durch die „Lebenshilfe“ die Werkstatt für Behinderte (WfB Oberhausen) in Königshardt gebaut und 1974 eröffnet. 1985 konnte auch der Erweiterungsbau in Betrieb genommen werden. In der WfB Oberhausen – an der Königshardter Straße gelegen – sind jetzt 250 behinderte Mitarbeiter beschäftigt, die von 37 spezialisierten Facharbeitern, Meistern und Technikern bei der Arbeit angeleitet und betreut werden.

gehören kann – mit eigener Rolle und eigener Stellung. „Tue Gutes und rede darüber“. Dieser Ausspruch scheint mir, wenn es um die Integration behinderter Menschen geht, gar nicht so falsch. Selbst der liebe Gott braucht die Glocken. In diesem Zusammenhang erinnere ich mich an den Ausspruch einer Mutter: Wenn ich einmal sterbe, helfen meinem Kind der liebe Gott und die „Lebenshilfe“. Der Fall ist eingetreten. Der Sohn, nach seinem Einzug in die Wohnstätte gefragt,

Haus der Lebenshilfe. behindertengerechte Wohnstätte an der Häherstraße.

es einen noch besseren Weg gibt, um behinderte Menschen über unsere speziellen Einrichtungen hinaus zu integrieren.

Ein wichtiger Aspekt stellt dabei sicher die Freizeit dar. Dabeisein, herausgehen und Kontakte pflegen, aktiv teilnehmen am sozialen Leben. Dies geschieht in Oberhausen schon in vielfältiger Weise und ebnet den weiteren Weg für tatsächlich realisierte Integration.



ZWEITE HEIMAT

OBER- HAUSEN

von Frank Eisenhardt

„Es sind unsere Landsleute, die wir aus menschlichem und christlichem Erbarmen nicht dem Tode auf der Landstraße preisgeben werden, sie werden gepflegt und mit Kleidungsstücken versehen wie unsere eigenen Mitbürger.“

Dies Bekenntnis zur Solidarität mit den vielen Landsleuten, die nach den schrecklichen Ereignissen des Zweiten Weltkrieges unter den neuen Machthabern im Osten nicht mehr leben durften oder wollten, äußerte Karl Haendly, der vom ersten englischen Stadtkommandanten Major Mitchell 1945 eingesetzte Oberhausener Oberbürgermeister.

Besondere Bedeutung erlangte die Stellungnahme des Diplom-Volkswirts Haendly zur Flüchtlingsfrage durch die Tatsache, daß sich die

Stadt Oberhausen in jenen Tagen einer Fülle von schier unlösbaren Problemen gegenüber sah.

Das Jahr, so heißt es im ersten Verwaltungsbericht der Kommune nach dem Ende des Dritten Reiches, das die Zeit vom 1. April 1945 bis zum 31. März 1946 umfaßt, wird überschattet von der gewaltigsten Katastrophe der deutschen Geschichte. Die größte Machtfülle, die je ein Staatsoberhaupt besessen, die brutaleste Gewaltherrschaft, die je ein Volk ertragen mußte, die größte Kriegsmaschine, die je aufgebaut wurde, endeten mit dem völligen Zusammenbruch und der bedingungslosen Kapitulation vom 8. Mai 1945.

Es sah damals grausig aus in den Straßen der Stadt, in denen 1,3 Mil-

lionen cbm Schutt lagerten; 40 Prozent der Gebäudesubstanz waren während der vorausgegangenen Luftangriffe zerstört worden, von den mehr als 48 000 Wohnungen waren etwa 23 500 zerbombt. So bildete die Wohnungsnot – neben der äußerst kritischen Ernährungslage – das größte Problem der Verantwortlichen jener Tage. Nur etwa 96 000 der ursprünglich 192 000 Einwohner Oberhausens lebten bei Kriegsende noch in der Stadt. Der Rückstrom der Evakuierten und der entlassenen Kriegsgefangenen verschärfte das Wohnungsproblem, zwischenzeitlich wurden gar Zugangssperren verhängt. Just in dieser Zeit wurden der Stadt Oberhausen 4 000 Flüchtlinge aus dem Osten zugewiesen, bis Ende März 1946 waren 2532 (darunter 639 Kinder) eingetroffen.

Um die Belange derjenigen von „drüben“, wie sie – nicht überall willkommen – bisweilen genannt wurden, kümmerte sich seit dem 1. Dezember 1945 die bei der Stadtverwaltung eingerichtete Flüchtlingsbetreuungsstelle. Soweit die Neuankömmlinge nicht bei Verwandten oder Bekannten Unterkunft finden konnten, mußten sie mit Notquartieren in behelfsmäßig hergerichteten Bunkern vorliebnehmen. Für die Gesamtunterkünfte übernahmen die freien Wohlfahrtsverbände die Patenschaft. Das DRK richtete in den Bunkern ständige Sanitätswachen ein. Von der Regierung in Düsseldorf wurden 575 Pfund Waschpulver, Imi und Ata für Reinigungszwecke sowie 2250 Paar Holz-Schuhe zur Verfügung gestellt.

Bis zum 31. März 1948 erhöhte sich die Zahl der in Oberhausen registrierten Flüchtlinge auf 7557, laut Statistik befanden sich darunter 6496 Ostflüchtlinge, 219 Volksdeutsche, 282 Auslandsdeutsche sowie 560 Flüchtlinge aus der damaligen russischen Zone und Berlin.

Siebenbürger-Sachsen siedelten in Osterfeld

Aus fünfzehn Vertretern der Verwaltung, der freien Wohlfahrtsverbände und fünfzehn Vertriebenen setzte sich ein beratender Flüchtlingsausschuß zusammen (der Vorläufer des heutigen Vertriebenenbeirates), der sich ab 1947 mit den speziellen Belangen der Flüchtlinge und Vertriebenen beschäftigte.

Auf mannigfaltige Weise, so geht aus dem Verwaltungsbericht für 1947 hervor, konnte die Kommune dem betroffenen Personenkreis unter die Arme greifen. Vom Wirtschaftsamt beispielsweise wurden fast 16 000 Bezugsmarken für Textilien, fast 22 000 Warenbeschaffungspunkte, gut 6600 Haushaltsgegenstände und 6000 Paar Schuhe zugeteilt.

Ferner erhielten die Bedürftigen zusätzliche Lebensmittel wie Sauerkraut, Mischkraut, Rhabarbermark und Suppenmehl. Für Saatwecke wurden Sämereien und Kartoffeln verteilt, allein im Berichtsjahr wurden aus Spenden der sozial eingestellten amerikanischen Christengemeinschaft Quäker 4470 unterschiedliche Teile ausgegeben.

Arbeit gab es in den Aufbaujahren reichlich. Bei der Zuteilung der Arbeitsplätze standen die Neubürger jedoch meist hinten an. „Uns blieb“,

so erinnert sich der 1948 nach Oberhausen gekommene schlesische Schmied Heinz Ulbrich, „nur der Steinkohlenbergbau.“ Unter den zugereisten Schlesiern gab es einige gelernte Bergleute, für viele der West- und Ostpreußen, der Sudetendeutschen, der Pommern und der Siebenbürger-Sachsen war der Broterwerb unter Tage jedoch ungewohnt. Weit oben auf der Wunschliste vieler Vertriebenen stand die Schaffung eigener vier Wände in der neuen Heimat, die Realisierung dieses Vorhabens war jedoch oft mit Mühe und Sorgen verbunden.

Als Beispiel dafür können sicherlich die in unserer Stadt angesiedelten Siebenbürger-Sachsen angeführt werden, die 1954 ihre damals als mustergültig geltende Siedlung „Freitagsfeld“ in Osterfeld bezogen. Die Siebenbürger, die Ende 1944 gemäß einer Evakuierungsverordnung der Volksgruppen-Kreisleitung ihre Heimat verließen, zogen zunächst nach Österreich, besonders die jüngeren Landsleute wurden 1952 im Rahmen der sogenannten Kohleaktion auf ihre Tauglichkeit für die Arbeit in bundesdeutschen Kohlenbergwerken untersucht. Der Vorstand der Bergbau-

Geschenkhaktion des DRK.

AG „Neue Hoffnung“ hatte ihnen die Zusage gegeben, eine geschlossene Siedlung für die angeworbenen Arbeitskräfte und ihre Familien zu errichten.

Zunächst gab es Unruhe, weil die bundesdeutschen Behörden bei der Erteilung von Zuzugsgenehmigungen den Begriff „Familienangehörige“ enger auslegten, als die Siebenbürger, die in Österreich oft mit Eltern, Schwiegereltern, Onkel und Tante zusammenlebten; ihnen wurde zunächst nur der Zuzug der Eltern bewilligt. Viele von ihnen wollten gar schon wieder zurück nach Österreich. „Das Problem konnte jedoch“, so erinnert sich Georg Weiß als Ehrenvorsitzender der Landsmannschaft, „nach zähen Verhandlungen gelöst werden.“

Die Grundstücke für die Siedlung „Freitagsfeld“ (in ihr erinnern die Straßennamen Hermannstadtstraße, Kronstadtstraße und Reenerstraße an die Städte der alten Heimat) sollten den Siebenbürgern zunächst nur in Erbpacht zur Verfügung gestellt werden. Georg Weiß lehnte, weil es dieses System in Siebenbürgen nicht gab, kategorisch ab mit den Worten: „Wenn ich den Bewerbern sage, dieses Haus gehört dir, das Grundstück ist nur Erbpacht, so übernimmt kein Siebenbürger ein Eigenheim.“ – Die Parteien einigten sich letztlich auf einen annehmbaren Kaufpreis.

Als eine grobe Verletzung ihres Rechtsgefühls empfanden die Siebenbürger, daß ihnen der Zuzug zunächst als „staatenlose ausländische Arbeitnehmer“ genehmigt worden war, weil sie doch im deutschen Heer gedient und an allen Fronten gekämpft hatten. Auf Bundes- und Landesebene wurde das Problem gelöst, für die Oberhausener Siebenbürger war es ein großer Tag, als sie am 23. Juni 1955 im festlich geschmückten Saal der Gaststätte Koopmann die Deutsche Staatsbürgerschaft im Rahmen ei-





Unterzeichnung der Verträge.

ner korporativen Verleihung erhielten. Trotz der vielen Beschwerden ging es den Siebenbürgen noch sehr gut. Als sie ihre schmucken Häuser im Jahr 1954 bezogen, warteten in Oberhausen allein 959 Sowjetzonenflüchtlinge auf eine annehmbare Wohnung. Der damals für das Wohnungswesen zuständige Stadtrat Matussek konnte einem Betroffenen, der ihm die Situation schilderte, nur erwidern, daß die Stadt alles zur Linderung der Wohnungsnot unternehmen werde.

In jenen Tagen war der Verwaltung ein Schreiben zugegangen, in dem für die nächste Zukunft die Zuweisung weiterer 650 Sowjetzonenflüchtlinge aus dem Lager Bocholt angekündigt wurde.

Jeder Fünfte war Flüchtling

Vier Jahre später, im August 1958, veröffentlichte das Organ des Landschaftsverbandes „Neues Rheinland“ eine interessante Übersicht über die Ansiedlung der Zuwanderer in den 17 Stadt- und Landkreisen des Landes NRW. Acht Jahre nach Ende des Krieges war jeder fünfte Oberhausener Vertriebener oder Flüchtling. Mit einer Quote von 19,2 Neubürgern aus dem Osten auf 100

Einwohner nahm Oberhausen einen Mittelplatz zwischen Düsseldorf (26.4) und Rheydt (15.3) ein. „Bis Ende 1984“, so resümiert Peter Moryson, heute Leiter der beim Sozialamt angesiedelten Abteilung für Vertriebenen- und Flüchtlingsfragen, „hat die Behörde 25 776 Flüchtlingsausweise für etwa 34 000 Personen ausgestellt.“

Die Ausweise, sie verschaffen leichte steuerliche Entlastung sowie zinsgünstige Darlehn z. B. bei der Hausstands- oder Existenzgründung, sind in drei gleichwertige Gruppen eingeteilt: 23 382 Mal wurde der Ausweis A (für heimatvertriebene Personen, die 1937 oder vorher in heutigen Ostgebieten gewohnt haben), 784 Mal der Ausweis B (für Vertriebene, die nach '37 ihren Wohnsitz in den heutigen Ostgebieten hatten) und 1600 Mal der Ausweis C (für die Personen, die in dem Gebiet der heutigen DDR geboren sind, gewohnt haben und durch politische Zwänge zur Flucht veranlaßt wurden) ausgestellt. In den letzten Jahren kamen durchschnittlich nur noch etwa 200 Flüchtlinge (dazu zählen keine Asylanten) nach Oberhausen. Der Zuzug aus der DDR (nach dem Mauerbau 1961 spürbar zurückgegangen) ist seit ge-

raumer Zeit schwächer als der aus Polen. So z. B. kamen von den 196 Flüchtlingen des Jahres 1984 79 aus der DDR, 98 aus Polen.

Brauchtum pflegen

Zunächst einmal war es die Durchsetzung handfester Interessen, die die vielen Vertriebenen und Flüchtlinge in den wirtschaftlich schweren Nachkriegsjahren dazu bewog, sich in Verbänden und Landsmannschaften zu organisieren. Es galt nicht selten, sich gegen die Behörden durchzusetzen, von den Einheimischen fühlten sie sich bisweilen als Bürger zweiter Klasse eingestuft.

Diese Zeiten sind jedoch längst vorbei, die Vertriebenen haben in der neuen Heimat Fuß gefaßt. Die Jungen und Mädchen der zweiten Generation sind „echte“ Oberhausener, etwa 200 von ihnen sind jedoch noch in der Deutschen Jugend in Europa (DJO – früher Deutsche Jugend des Ostens) organisiert.

Auf dem „Tag der Heimat“, auf dem der Kreisverband Oberhausen im Bund der Vertriebenen im September 1985 am Schloß Oberhausen der Vertreibung und Flucht vor 40 Jahren gedachte, nannte sein

Gedenkfeier am Schloß.





DJO-Jugend beim Tanz.

Kreisvorsitzender Klaus Schuller die vornehmste aktuelle Aufgabe des Verbandes: „Wir müssen Brauchtum und Sitte pflegen und erhalten.“

Als politische Organisation wollen sich die Landsmannschaften nicht verstanden wissen. Dazu Heinz Ulbrich von den Schlesiern: „Wenn ich zu einem politischen Abend einladen würde, bliebe der Saal sicherlich leer.“ Anders sieht es da schon aus, wenn in der Einladung von schlesischer Gemütlichkeit die Rede ist, einem wichtigen Bestandteil der Liebe zur alten Heimat. Da kann der Oberhausener

Erntedank- und Schlachtfest.



Vorsitzende seine Landsleute mobilisieren.

Seit 22 Jahren schon fahren sie gemeinsam zum großen Schlacht- und Erntefest in das sauerländische Letmathe, wo Landsmann Adolf sich als Wirt niederließ und so köstliche schlesische Wellwurst serviert. Die Sorge der Schlesier: Es fahren immer dieselben Leute. Heinz Ulbrich: „Wir sind leider stark überaltert, unser Beitragsaufkommen müssen wir für Kränze und für Blumen bei Krankenbesuchen verwenden.“

Gemütlichkeit in der Runde Gleichgesinnter schreiben auch die Danziger ganz groß, die sich zur Landsmannschafts-Ortsstelle „Peter von Danzig“ (der Name eines bekannten Handelsschiffes) zusammengeschlossen haben. Schon 1946 wollten sie in Oberhausen einen Ortsverband gründen. Die englischen Besatzer untersagten zunächst die Organisation, ein Jahr später jedoch wurde das Verbot aufgehoben. Mit der Einrichtung einer

eigenen Heimatstube im Haus Gerdastraße 8 (einer Nebenstraße der Danziger Straße) zeigen die in Oberhausen lebenden Danziger auf ihre Art Flagge.

Hier sorgen zahlreiche Erinnerungsstücke, die von Landsleuten als Rucksackgepäck gerettet wurden, für die Atmosphäre der alten Heimat. Ein Ostsee-Fischernetz bedeckt fast die ganze Wand, Karten unterrichten über die Geographie des Freistaates, die Wappen erinnern an seine Städte. Zur Ausstattung zählt ferner eine kunstvoll gefertigte Truhe mit Danziger Heimat-erde und Sand vom Ostseestrand. Das Prunkstück der Danziger Stube bildet jedoch die getreue Nachbildung des Leuchtturms von Danzig-Neufahrwasser. „Wenn der Turm Leuchtsignale gibt“, so Johann Epp als Vorsitzender der Danziger, „dann schmeckt uns der Machandel (Wacholder) so wie in der alten Heimat.“

Gemütlichkeit in der Danziger Stube.





NEUES LEBEN AUF EHEMALIGEM ZECHENGELÄNDE

von Klaus Offergeld

Sie sind schwer gebeutelt worden, sie wehrten sich lange Zeit und letztlich vergeblich gegen das Unvermeidliche, sie mußten den ach so vielzitierten „Wandel der Zeit“ über sich ergehen lassen, sie haben ein Relikt aus guten alten Tagen noch stinkend vor der Haustüre liegen – die Alstadener Halde nämlich –, aber so richtig stinkig sauer wurden die Bewohner des südlichen Ortsteils von Oberhausen eigentlich nie.

Im Schatten der Zeche Alstaden war im Verlaufe von nahezu 120 Jahren ein kerniges Stück Stadt gewachsen, mit einem gediegenen

Völkchen, gemütlich, herzlich, aber vor allem emsig. Aus der Tiefe holten sie die Kohle, die ihnen über Generationen das Essen auf dem Tisch garantierte. Da war „Alsten oven an“, stand bestens im Saft, und die gute alte Zeit war sicherlich doch nicht immer so gut, wie mancher alte Alstadener sie im sentimentalen Rückblick schminken möchte. Aber dann nahmen sie ihnen plötzlich das Herzstück, das pulsierende Leben. Und wären die Alstadener nicht so genügsame Reviermenschen, wer weiß, was damals an der Ruhr noch alles den Bach hinunter-

gegangen wäre. 1974 nämlich, als „ihre“ Zeche endgültig die Pforten schloß, da blieben sie selbst in ihrer bittersten Stunde ruhig, sicherlich nicht gelassen, aber eben gefaßt. „Wir flaggen nicht halbmast und rufen auch nicht zu einem Protestmarsch durch die Innenstadt auf“, taten sie kund. Aber auf den Straßen diskutierten sie den Tod des Pütts, der seit 1855 zu Alstaden gehörte wie das Herz zum Menschen, berieten die Zukunft, und einigen Bergmännern war klar, daß sie bald nicht mehr am Franzenkamp oder Flokkenfeld wohnen würden. Wenn



„Haniel“ mit einem neuen Arbeitsplatz lockte, dann würde auch schnell eine werksnahe Wohnung angeboten. Und doch war hie und da zu hören: Alstaden ist im Aufbruch. Aber andere meinten: Daran glauben wir nicht, viel eher an Abbruch. Nur nicht resignieren: Kommen lassen, die Zeit wird's bringen.

Der Berg grollte

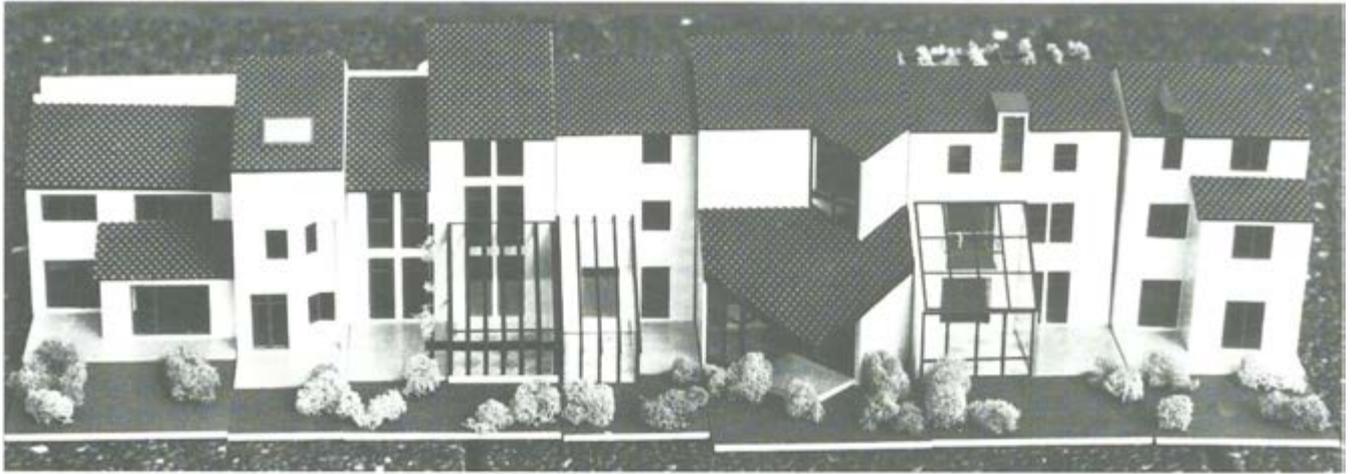
240 000 Quadratmeter Gelände hinterließ der Pütt. Eine riesige Brache. Geschichtsträchtig, verlassen, aber auch mit einem Rest Leben früherer Tage erfüllt. Gerade hatten die Kumpel ihre letzte Schicht gefahren, vielleicht noch liebevoll einen letzten Blick unter „ihre Erde“ geworfen, als oben an der Halde erste Schwelbrände auftreten. Es war, als würde der alte Berg mit drohender Miene an der Vergangenheit festhalten wollen. „Ihr werdet noch oft an mich denken“ mag er gedacht ha-

Alstaden-Süd: Hier erwächst neue Lebensqualität. Die Bilder zeigen das erblühende „Familiengerechte Heim“ aus der Vogelperspektive.

ben. Und wahrlich, das mußten die Alstadener. Wie häufig quälte er sie mit schwefligem Gestank, wie häufig legte er seine staubige Decke über die kleinen gemütlichen Häuser, daß kaum einer es wagte, ein Fenster zu öffnen, geschweige denn, seine Wäsche in den Garten zu hängen. Und der alte Berg grollte lange – aber bekanntlich nicht mehr lange. Er trieb es so weit, daß man sich am Galgenberg Gedanken über eine Evakuierung machen mußte. Aber alles ist eben doch vergänglich. Der Zahn der Zeit hatte zwar schwer an Alstaden genagt, aber die Zeit überholte auch das Vergängliche. Aus der Asche entstieg der Phönix. Alstaden wird wieder sagegetreu jung, verjüngt sich im garstigen Feuer der früher lebenbringenden Kohle. Auf







dem Sanierungsgebiet erwächst neues Leben, die alte Zechenbrache wird bebaut.

Idee vom eigenen Haus

Bereits in den ersten Monaten nach dem Pütt-Ende keimten Gedanken der Planer, auf der Alstadener Scholle neue Lebensqualität entstehen zu lassen. 1979 mündeten diese Gedanken in einen arbeitsreifen Bebauungsplan, und am 2. Juli 1982 ging es los: Das „Familiengerechte Heim“ wuchs am nördlichen Teil der Behrensstraße, zunächst 30 Häuser mit Selbsthilfe als tragendem Element der Idee – auf dem ehemaligen Zechengelände wurde wieder gearbeitet, emsig und zielstrebig wie in alten Tagen. Die Alstadener bauten sich ein neues Heim. Und dieses kann sich bereits sehen lassen. Im Oberhausener Süden ist eine neue Epoche angebrochen.

Doch damit nicht genug. Wo Stadtflucht als traurige Wahrheit – aber nicht nur in Alstaden und nicht nur in Oberhausen – auch zum städteplanerischen Alltag gehört, erwächst Ideenreichtum zu einer besonderen Qualität. Der Traum von den „eigenen vier Wänden“ wird ja bekanntlich seit geraumer Zeit geträumt. Nur bezahlbar war er in den allermeisten Fällen nur von den wenigsten. Wo schon beim „Familiengerechten Heim“ Selbsthilfe

teilweise das „dicke Geld“ ersetzte, soll bei der Werkbundsiedlung Alstaden am südlichen Teil der Behrensstraße modellhaft neue Wohn- und Nachbarschaftsqualität gedeihen. Der Oberhausener Planungsdezernent Dr. Hans-Otto Schulte formulierte das einmal wie folgt: „Wir müssen den Bürgern künftig innerhalb der Stadtgrenzen attraktives Leben anbieten.“ Nachbarschaft, das war und ist in einer alten Bergbau- und Stahlstadt immer ein mit Leben erfülltes Wort. Und dort, wo dieses Leben jahrzehntelang gelebt wurde, im Schatten der alten Zeche nämlich, sollte neues entstehen. Auf heimatlicher Scholle, in den eigenen vier Wänden, bezahlbar, mit gegenseitiger Unterstützung und – wenn möglich – teilweise mit einer Organisationsform, die – wen wundert's – eine lange bergbauliche Tradition hat: Die Genossenschaft.

Neue Formen des Wohnens

40 Häuser sollen als Werkbundsiedlung erstellt werden, davon eine Reihe von der neuen Bau- und Wohngenossenschaft „Werkbundsiedlung Am Ruhrufer“, die mit ihrer Gründung an die Tradition der Arbeiterbewegung anknüpfen will, in Eigenhilfe an preiswerten Wohnungsbau denkt, eine machbare Alternative zum individuellen Eigen-

Schon im Modell eine Rarität.

heimbau oder zum herkömmlichen Mietwohnungsbau anbietet.

Ausgangspunkte für die Bemühungen einer Gruppe Oberhausener Bürger, die wenig praktizierte Form eine Wohnungsbaugenossenschaft als Rechtsgestalt für ein gemeinschaftliches Bauvorhaben zu nutzen, sind: Der Anspruch, neue Formen des gemeinsamen Wohnens und Lebens in einer Siedlung zu praktizieren, Bau- und Finanzierungskosten durch Gruppenselbsthilfe und Eigenarbeit zu reduzieren, die künftige Siedlung selbst verwalten und ihre Entwicklung bestimmen zu können und selbstgestellte Aufgaben wie soziale und kulturelle Initiativen aufzugreifen und umzusetzen.

Architekten, Planer und Politiker knüpften beim neuen Alstadener Wohnungsbau an Erfahrungen an, die schon in den 20er Jahren für ein nachbarschaftliches Leben gut waren. Also war die gute alte Zeit, um wieder den doch nicht immer sentimental Rückblick in Erinnerung zu rufen, doch nicht so schlecht. Schon gar nicht, was das gemeinsame Leben betrifft. Bleibt für die Siedlungsvorhaben auf dem ehemaligen Zechengelände eigentlich nur noch ein traditioneller Gruß: Glück auf.

An aerial photograph of a residential area with lush greenery and small gardens. The houses are surrounded by dense trees and well-maintained lawns. A large evergreen tree is prominent in the center. The title 'KLEINGÄRTEN- DIE GRÜNEN LUNGEN UNSERER STADT' is overlaid in large white letters on the left side of the image. Below the title, the author's name 'von Michael Petrykowski' is written in a smaller font.

KLEINGÄRTEN- DIE GRÜNEN LUNGEN UNSERER STADT

von Michael Petrykowski

Früher wurden sie belächelt, galten als arme Leute, die in ihren kleinen, dürftig bestückten Schrebergärtchen „krauteten“, um die tägliche Mahlzeit zu sichern. Zweifellos, so war es einmal, für viele Menschen gezwungenermaßen. Später, im Zuge einer allgemein verbesserten Lebensqualität spielte die reine Nahrungsmittelbeschaffung bei Kleingärtnern kaum noch eine Rolle. Heute, in Zeiten des gestiegenen Umweltbewußtseins und der wiederentdeckten Werte der Natur, genießen die Besitzer jener grünen „Juwelen“ ein ganz besonderes Ansehen. Überall werden sie von jedermann beneidet, denn, so könnte man es durchaus formulieren,

Kleingärtner zu sein heißt einfach: „Mehr“ vom Leben haben. Gerade in unserer Zeit, die bestimmt ist von beruflicher und privater Hast, erleben diese Oasen der Ruhe, der Entspannung und Erholung eine nie erahnte Renaissance. Mehr als eine halbe Million Kleingärten in der Bundesrepublik spiegeln die Sehnsucht nach jenen Orten der Zurückgezogenheit vom alltäglichen „Trott“ und einer wiedergewonnenen Freiheit. Die Interessenten für Kleingärten sind ungezählt, Pachtmöglichkeiten bieten sich jedoch nur den wenigsten.

Seit den Anfängen des Kleingartenwesens hat sich viel verändert. Einige Faktoren sind geblieben,

wenn auch mit unterschiedlicher Gewichtung. Alle Elemente haben jedoch eins gemeinsam: Sie kennzeichnen die wichtige sozialpolitische Funktion des Kleingartenwesens, die auch als Auftrag in der Verfassung des Landes enthalten ist. Die städtebauliche, grünpolitische und ökologische Funktion wird heute von niemandem mehr bezweifelt, der Aspekt des Reservoirs für anderweitige Bauplanungen spielt selten eine Rolle. Kleingartenanlagen sind die grünen Lungen einer Stadt. Der meist parkähnliche Charakter bietet auch dem Besucher einen hohen Erlebniswert in einer Atmosphäre der zurückeroberten Natur.

Eine der „berühmtesten“ grünen Lungen unserer Stadt ist die Kleingartenanlage „Am Rechenacker“ in Styrum. Genau 25 Jahre alt ist die 47 000 Quadratmeter große Grünfläche vor nicht allzu langer Zeit geworden, 118 Gärten einer durchschnittlichen Größe von 350 Quadratmetern sind hier angesiedelt. Die Entstehungsgeschichte geht zurück bis in die Tage des zweiten Weltkriegs. Damals war auf jenem brachliegenden Gelände gegenüber der Landwehr eine Flakbatterie stationiert. Nach dem Ende der schrecklichen Kriegseignisse wurde dieses „Fleckchen“ – damals wesentlich größer als heute – von zahlreichen hungernden Bürgern

ner Zeit zwischen Rolandbahn und Lindermannstraße. Um Bauvorhaben zu realisieren, kündigten die Besitzer Thyssen, Babcock und Stadt Oberhausen im Laufe der kommenden Jahre einen Großteil der Fläche auf, die Anlage schrumpfte auf die heutigen Ausmaße.

Ihre Taufe erlebte die Gartenanlage schließlich im Jahre 1960. Jetzt engagierte sich die Stadt, legte Wege und Hecken an, ließ Fundamente herstellen und sorgte für die Auslieferung von Holzlauben. Jeder Gartenpächter erhielt ein zinsloses Darlehn in Höhe von 1000 Mark, abzuzahlen mit einer Summe in Höhe von 50 Mark pro Jahr. Kostenlos

len, nach dem Krieg frönte er seinem Hobby hinter dem Landwehrstadion. „Ich mußte immer etwas Grünes haben“, meint er heute, als er nach der Heirat eine Wohnung ohne Garten bezog, war er nach den Worten seiner Ehefrau „todunglücklich“. Sie war es auch, die ihm im Jahre 1961 die erste Literatur über Gartenbau schenkte, von da an hatte es ihn endgültig „gepackt“. Er verschlang ein Buch nach dem anderen, selbst seinen Jahresurlaub opferte er, um sich im Rahmen von Schulungen des Landesverbands der Kleingärtner weiterzubilden. Einige Jahre lang war er schließlich Kreisfachberater für Oberhausen, ohne entsprechende Vorbildung auf diesem Sektor. Aber, auf dem Gebiet des Gartenbaus ließ er sich selbst von Fachleuten nichts vormachen. Alfred Surek konnte sich stets auf seinen „Riecher“ verlassen: Und der gab ihm immer recht.

Siebenmal Stadtsieger

Doch nicht nur er war es, der für einen steten Aufschwung der Kleingartenanlage sorgte. Obwohl, so erinnert sich der Rentner, am Anfang war alles schon ein bißchen problematisch. Es saßen halt nicht immer die richtigen Leute am richtigen „Drücker“. Dies hat sich jedoch im Laufe der Jahre geändert. Heute wird der Verein seiner Überzeugung nach „ausgezeichnet“ geführt, gerade auch in finanzieller Hinsicht. Den Vergleich mit einem Wirtschaftsunternehmen findet er durchaus berechtigt. Trotz aller anfänglichen Schwierigkeiten würdigt er die Verdienste aller Vorsitzenden des Vereins, denn sie waren es, die es immer wieder verstanden haben, die Mitglieder zu motivieren. Die bisherigen Erfolge sind Beweis genug: Nicht weniger als siebenmal wurde die Kleingartenanlage „Am Rechenacker“ Stadtsieger beim



genutzt, um den mehr als kärglichen Speiseplan durch Obst und Gemüse anzureichern.

Ein erster Zusammenschluß der Gartenfreunde fand am 11. August des Jahres 1946 statt. Da nämlich gründeten sie die Interessengemeinschaft „Flakbatterie Thyssengelände“, die Gärten befanden sich zu je-

wurden die ersten Bäume und Sträucher gepflanzt, es ging bergauf.

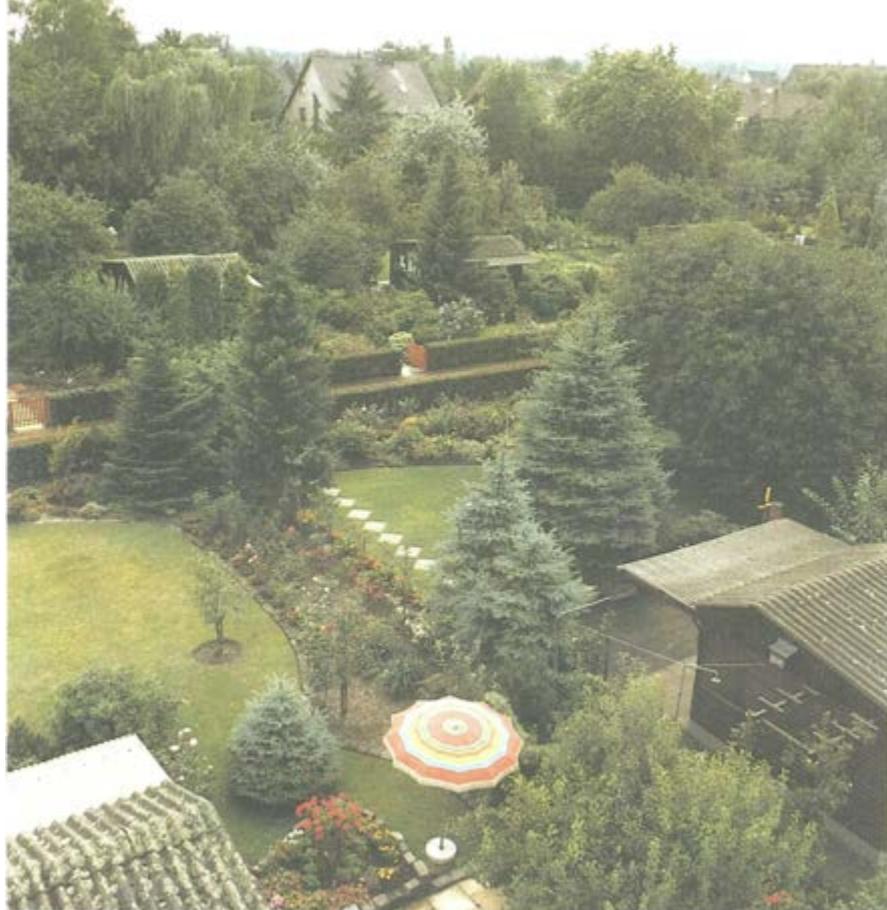
Alfred Surek ist einer jener Männer der ersten Stunde. Bereits ein Jahr vor der Gründung des Vereins war er mit Leib und Seele dabei. Eigentlich war er ja schon als Junggeselle der Gartenleidenschaft verfal-

Das 25-jährige Jubiläum wurde am Rechenacker im Stile eines Volksfestes begangen.



Gartenwettbewerb, bei den Landes- und Bundeswettbewerben des Jahres 1984 „Gärten im Städtebau“ fiel jeweils eine Goldplakette ab.

Auch Alfred Surek denkt noch gern an die Zeiten zurück, als der Garten noch eine Bereicherung für den heimischen Kochtopf bedeutete. Er weiß die Entwicklung zu schätzen, auch die „Trendwende“ in den vergangenen Jahren zu erkennen. Natürlich: Entspannung und Erholung vom Alltäglichen, die im Schweiß seines Angesichts gepflanzten Gemüse- und Obstsorten ernten. Noch wichtiger sind ihm und den übrigen Gartenfreunden aber die Freude am Gedeihen des Schönen, die positiven Erfahrungen im Gefühl einer seit Jahrzehnten gepflegten Zusammengehörigkeit. Die in den heutigen Städten oft anzutreffende Anonymität ist aufgehoben, das Familien- und Nachbarschaftsleben steht wieder im Vordergrund. Besonders hervorzuheben weiß er in diesem Zusammenhang den guten Kontakt zwischen jungen und älteren Menschen. Stan-



Oasen der Erholung



desunterschied ist den Kleingärtnern da erst recht ein Fremdwort, ja er ist geradezu verpönt. Jeder zählt gleichermaßen.

Im neuerbauten Vereinsheim „Schütte“ treffen sie sich zweimal in der Woche „offiziell“, sei es um aktuelle Probleme zu diskutieren, um eine zünftige Runde Skat zu spielen oder um einfach nur einen gemütlichen Plausch beim kühlen Feierabend-Bierchen zu halten. Keineswegs ausgeschlossen sind dabei die Ehefrauen, auch sie sorgen durch zahlreiche Initiativen für Bereicherungen des Vereinslebens. Geselligkeit genießt ohnehin einen nicht geringen Stellenwert bei den „Rechen-Ackerern“, meint Alfred Surek, bei allen möglichen Anlässen wird schon mal gern ein „Fäßchen aufgemacht“.

Farbenprächtige Flora und Fauna

In erster Linie ist es jedoch die Freude über das Selbst-Geschaffe-

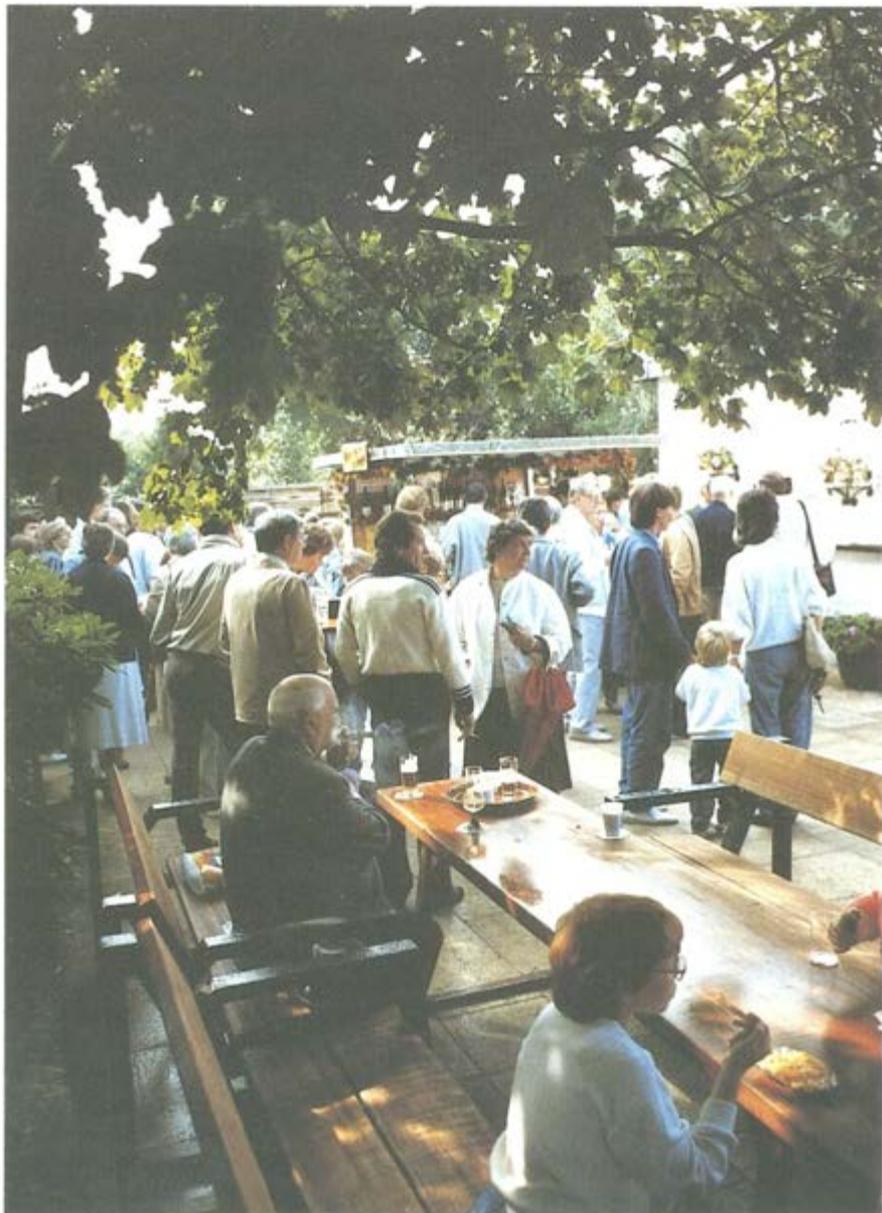
ne, die die Kleingärtner in ihrem Idealismus bestätigt. Fürwahr, gerade im Frühling bietet sich dem Betrachter ein farbenprächtiges Bild einer reichen Flora und Fauna. Ein weit gefächertes Spektrum von Blumen, Obstbäumen, Nadelgehölz und anderen Pflanzen ist ein wahrer Schmaus für Körper und Geist. Hinzu kommt eine Tierwelt, die der heutigen Generation schon nahezu fremd geworden ist. Und das nicht ohne Grund: Denn in verstärktem Maße versuchen die Kleingärtner, immer wieder neues Leben in ihren Gärten zu beheimaten, indem sie beispielsweise kleine Teiche anlegen. Dann entdeckt der Betrachter plötzlich wieder laut quakende Frösche, schleichende Molche, aber auch Insekten, die schon als „ausgestorben“ galten. Ein neuer, natürlicher Lebenskreislauf erwacht. An den Bäumen gedeihen Äpfel und Birnen unterschiedlicher Sorten, Vögel jeder Art haben sich zum Nisten in gemütlichen Winkeln der Gärten niedergelassen. Für Alfred Surek nichts Ungewöhnliches, aber, so bestätigt er, für Kinder ein „ungeheueres“ Erlebnis. Sie, nicht selten in einer zum Stadtbild gehörenden Betonwüste aufgewachsen, sind schlichtweg fasziniert von dem, was in einem Garten so alles geschieht.

Einfach schön ist es in diesem Garten, Rentner Alfred Surek kann während seiner Gesamtbetrachtung über sein neues Zuhause nur eine positive Bilanz ziehen. Trotz der professionellen Art, mit der der Verein heute „gemanagt“ wird, bleibt immer noch genug Platz für die nötige Improvisation. Jedermann hat und soll einen Einblick in dieses kleine Paradies finden, aber, und das ist für viele bedauerlich, nicht jeder kann eine solche Parzelle des „anderen Daseins“ erwerben. Für den heutigen Bedarf gibt es eben zu wenig. Schade, denn auch die Kosten sind gering: Mit einem

finanziellen Aufwand in Höhe von 300 Mark im Jahr ist alles bezahlt, wenig für die vielen Vorzüge, die mit einem Kleingarten verbunden sind. Nicht ohne Grund meint Alfred Surek: „Warum in die Ferne schweifen, hier im Garten finde ich das, was mich erfreut. Man kann den Garten gar nicht hoch genug einschätzen. Und: Wer einmal hier war, der kommt gerne wieder.“

25 Jahre Kleingartenanlage „Am

Rechenacker“, wieder ein Grund für eine Feier, wieder ein Anlaß, sich der Öffentlichkeit zu präsentieren. Vieles wurde geschaffen in den vergangenen Jahren, viel Arbeit wird es auch künftig noch geben. Doch eines ist gewiß: Feste Fundamente für diese harmonische Gemeinschaft sind längst geschaffen worden, keiner der Kleingärtner bezweifelt, daß sich dies jemals ändern wird.



IM RATHAUS ERHÄLT DER BÜRGER RAT

von Dieter Uecker

Bürokratie ist nach Umfragen von Meinungsforschungsinstituten für viele Bürgerinnen und Bürger zu einer „Quelle von Angst, Verunsicherung und Demütigung“ geworden. Ein Großteil der Bevölkerung empfindet danach auch beim Kontakt mit der Verwaltung im Rathaus Angst, Mißtrauen und Verärgerung.

Das Schlagwort von der „bürgerfreundlichen Verwaltung“ ist mehr als nur ein Modewort. Je intensiver die Verwaltung die Lebensverhältnisse ihrer Bürger beeinflusst und zunehmend Leistungen für einzelne Bürgerinnen, Bürger und Bevölkerungsgruppen erbringt, umso wichtiger wird die bürgerfreundliche Verwaltung. Sie ist die Basis für die Berechtigung der kommunalen Selbstverwaltung.

Bürgerfreundlich zu sein und zu handeln ist eine permanente Forderung an alle Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der Oberhausener Verwaltung. Es gilt, die Distanz zwischen ihnen und den Bürgern zu verringern, das gegenseitige Verhältnis zu verbessern und bürokratische Anonymität abzubauen.

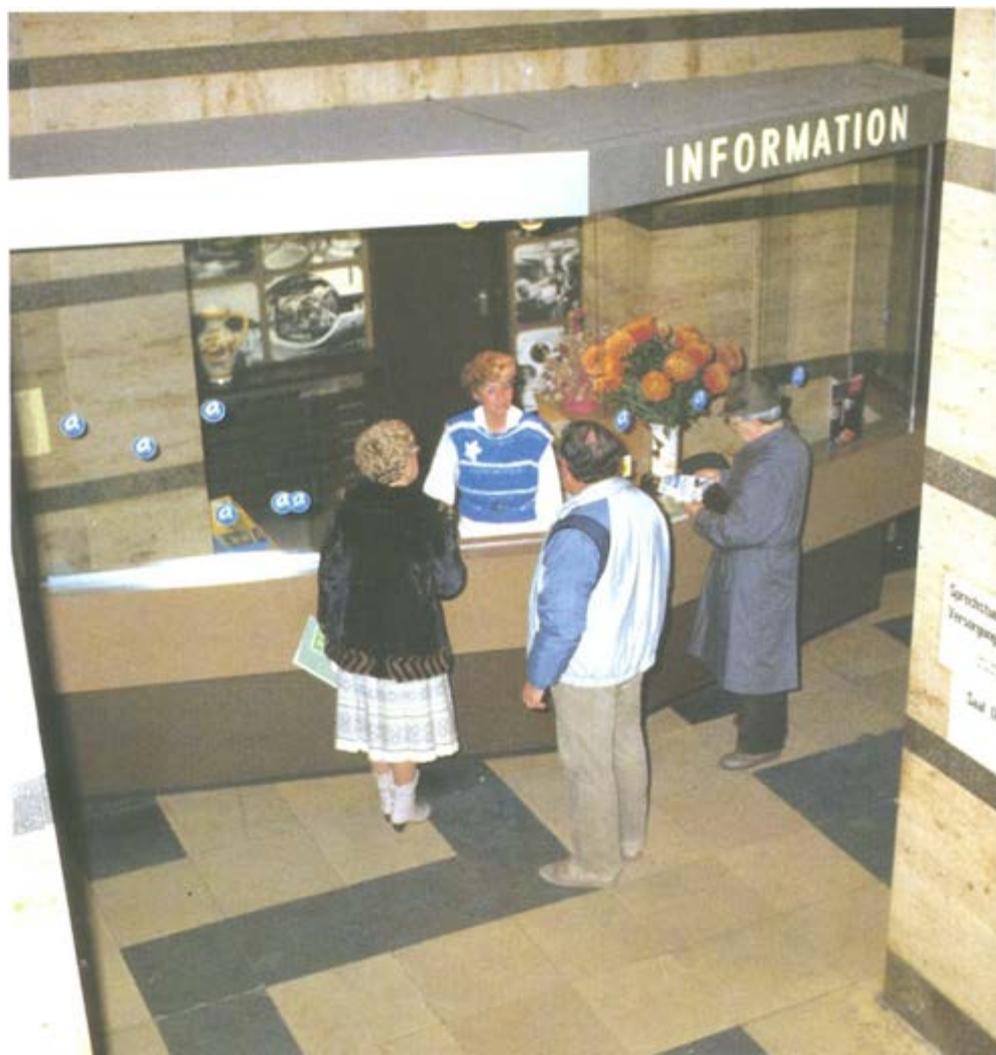
Durch ein Höchstmaß an Informationen müssen zugleich das kritische Interesse und die Bereitschaft der Bürger, an der Gestaltung ihrer Stadt mitzuwirken, gestärkt werden. Ohne Bürgerbeteiligung ist alle Demokratie und Selbstverwaltung nur leere Fassade.

Wie bemüht sich die Stadt Oberhausen, dem Auftrag, bürgerfreundlich zu handeln, in der täglichen Praxis gerecht zu werden? Der Weg zum Amt sollte jedem so selbstver-

ständig sein, wie der Weg zum Kaufhaus, zur Bank oder zur Post.

In Oberhausen, wo die drei Stadtbezirke Alt-Oberhausen, Sterkrade und Osterfeld durch große Industriegebiete und den Rhein-Herne-Kanal voneinander getrennt sind, wäre der Weg zum „zentralen“ Rathaus auf dem „Galgenberg“ in der Innenstadt für viele Bürgerinnen und Bürger, beispielsweise aus Holten oder Königshardt, weit, zeit- und geldaufwendig.

Die alten Rathäuser in Sterkrade und Osterfeld wurden nicht aufgegeben. Ebenso wie in Alt-Oberhausen erfüllen sie mit ihren Bezirksverwaltungsstellen heute einen wachsenden Aufgabenkatalog. Die Auskunft erhält der Bürger im Rathaus.



Sprechzeiten sind ein Teil des Angebotes der Stadt an ihre Einwohner, Gespräche zu führen, Rat zu holen, Kritik zu üben, Anträge einzureichen.

In Oberhausen wird Bürgernähe ernstgenommen und so kommt heute die Verwaltung mit der Aktentatsache praktisch bis „gleich um die Ecke“. In elf Stadtteilen werden in zwischen wöchentlich „Bürger-sprechstunden“ angeboten. In Gaststätten, Schulen und anderen öffentlichen Einrichtungen werden Anträge auf Verlängerung von Ausweisen oder Ummeldungen entgegen genommen. Ein modellhafter Service, der vor allem älteren und behinderten Mitbürgern unnötige „Slalom-Läufe“ erspart.

schritten. Lokale Ansprechpartner der Osterfelder, Sterkrader oder Alt-Oberhausener für ihre Sorgen „direkt vor der Haustür“ sind neben den Stadtverordneten die gewählten Mitglieder der jeweiligen Bezirksvertretung. Von ihrem Recht, auf Ratsentscheidungen Einfluß zu nehmen und auch eigene Beschlüsse zu fassen, machen sie intensiv Gebrauch.

Politische Entscheidungen werden in Oberhausen nicht ohne den Bürger getroffen. Im Vorfeld aller wichtigen Planungen, seien es beabsichtigte Maßnahmen der Verkehrsberuhigung oder neue Bebauungspläne, werden vor Ort Bürgerversammlungen veranstaltet. Betroffene Anwohner und interessierte Bür-

und seiner Ausschüsse kann und soll der Bürger ebenfalls begleiten. Die meisten Sitzungen im Rathaus sind öffentlich. Die Teilnahme an den Sitzungen bietet die Chance, sich frühzeitig über den Lauf der Dinge zu informieren und sie rechtzeitig zu beeinflussen.

„Wie funktioniert die Stadtdemokratie?“, dieses aktuelle Faltblatt ist besonders für den politischen Unterricht in Schulen eine geeignete Informationsbroschüre. Sie erläutert anschaulich, wie sich der Rat in Oberhausen zusammensetzt, verfolgt den Weg eines Ratsbeschlusses vom Antrag bis zur Ausführung und erklärt den Aufbau der Verwaltung.

In Oberhausen hat jede Frau, jeder Mann, jedes Kind das Recht, sich

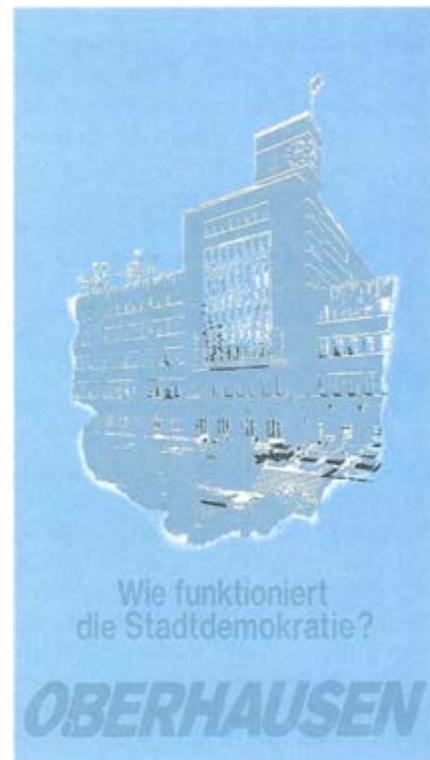


Bürger kommen zu Wort.

Welcher Bürger ist mit jeder Entscheidung einverstanden, die von den Kommunalpolitikern oder der Verwaltung getroffen wird oder beabsichtigt ist? Auch hier wird der Weg nicht ohne den Bürger be-

ger kommen zu Wort, können Anregungen und Kritik loswerden und beeinflussen so nicht unerheblich wichtige Entscheidungsprozesse.

Die politische Arbeit des Rates



Informationsschrift für den Bürger

mit Anregungen oder Beschwerden an den Rat wenden zu können, der diese Anliegen im Hauptausschuß behandelt. Viele Bürger und Bürgerinnen wenden sich mit ihren



Problemen und Sorgen direkt an den „ersten Bürger“ unserer Stadt. Deshalb finden im Dienstzimmer von Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond Sprechstunden statt. Der Oberbürgermeister versucht zu helfen, Hemmschwellen gegenüber den Ämtern abzubauen und „Türen zu öffnen“. Selbstverständlich stehen auch alle Dienststellen der Verwaltung jedem Rat-oder Hilfesuchenden zur Verfügung.

Mit Petra Eberhardt-Becker hat inzwischen im Rathaus (Tel. 825-2050) die Gleichstellungsbeauftragte der Stadt ihre Arbeit aufgenommen. Die Gleichstellungsstelle will Voraussetzungen schaffen, um die Chancengleichheit im Rahmen kommunaler Zuständigkeit zu verwirklichen.

Die Gleichstellungsstelle berät Bürgerinnen und Bürger in allen Fragen, die Benachteiligungen im Arbeitsleben, im öffentlichen Bereich und in der Familie betreffen. Ihre Tätigkeit beschränkt sich nicht nur auf die Verwaltung, sondern sie soll Anlaufstelle für die gesamte Bürgerschaft werden.

Rund um die Uhr will das Rathaus

Ansprechpartner für seine Bürger sein.

Das Bürgertelefon mit der Rufnummer „22221“ ist bereits seit Jahren ein fester Service. Über diesen heißen Draht können Anrufer nach Dienstschuß im Rathaus auf ein Tonband sprechen, das am anderen Morgen ausgewertet wird. Die Anliegen der Bürger werden von der Pressestelle direkt an die zuständigen Ämter weitergeleitet. Das Fachamt kümmert sich dann direkt um die jeweiligen Anliegen.

Die Palette der Anrufe über diese „Kummerstrippe“ reicht von Fragen zur Sozialhilfe, zu Verkehrsregelungen bis hin zur Müllabfuhr. Anrufe, die die Stadtverwaltung gar nicht betreffen, werden an andere Behörden weitergeleitet. Verteilt wurde außerdem ein Telefonverzeichnis, das die Durchwahlanschlüsse der Dienststellen auflistet, mit denen es der Bürger am häufigsten zu tun hat.

Wer während der Dienstzeiten das Oberhausener Rathaus aufsucht, sieht sofort eine Anlaufstelle, die ihm hilft, den richtigen Sachbearbeiter im richtigen Zimmer zu finden. Die freundlichen Damen vom

Auch die Jüngsten interessieren sich für die Arbeit des Rates.

Empfang hinter dem Informationsschalter wissen auf nahezu jede Frage die passende Antwort. Ausgerüstet mit Dienststellenverzeichnissen, Namensregistern, Stadtplänen und Telefonbüchern fällt es ihnen nicht schwer, den richtigen Weg zu weisen. Um älteren und behinderten Mitbürgern lange Wege im Rathaus zu ersparen, befindet sich gleich neben der „Information“ eine Sitzcke, wo Gespräche mit Sachbearbeitern geführt werden können.

Um Hemmungen und Unsicherheiten im Umgang mit der Bürokratie abzubauen, bemüht sich die Verwaltung auch, von einer Atmosphäre der langen Flure, kahlen Wände und unbequemen Sitzbänke wegkommen und stattdessen moderne Büro-Organisationen anzubieten, die freundlicher wirken. Aufgrund der angespannten Finanzlage hat es die Stadt hier jedoch schwerer als vergleichsweise Banken, Versicherungen oder Kaufhäuser.

Ein gelungenes Beispiel ist aber das heutige Bert-Brecht-Haus in der

Alt-Oberhausener Innenstadt. Einbezogen sind hier das Ordnungsamt, die Volkshochschule, die Stadtbücherei und das neue Amt für Umweltschutz mit dem Umwelttelefon (Tel. 825-2377). Eine freundliche Atmosphäre, bequeme Sitzmöglichkeiten und eine Spielstube für Kinder verstärken den Wunsch, auch die drei Rathäuser in Oberhausen entsprechend auszustatten. Auch den Ansprüchen behinderter Mitbürger wird voll Rechnung getragen.

Obwohl das Bert-Brecht-Haus die Möglichkeiten bietet, das Einwohnermeldeamt, dessen Dienste der Bürger statistisch gesehen am häufigsten in Anspruch nimmt, unter einem Dach zu präsentieren, halten Rat und Verwaltung an der Dezentralisierung des Einwohnermeldewesens fest und geben dem Bürger in den Rathäusern Sterkrade und *Spielstube im Bert-Brecht-Haus.*

Osterfeld sowie im Rahmen der Bürgersprechstunden weiter Gelegenheit, Paßformalitäten ohne großen Zeitaufwand zu erledigen.

Um Bürger mit den vielen städtischen Einrichtungen, seien es die Berufsfeuerwehr, das Theater, die Volkshochschule oder die Galerie, vertrauter zu machen, lädt die Stadt einmal im Jahr zum „Blick hinter die Kulissen“ ein. An diesem Sonntag wird auch eine kostenlose Busrundfahrt durch Oberhausen angeboten, auf der Vertreter des Rates und der Bezirksvertretungen neue Planungen, bauliche Veränderungen und natürlich die Sehenswürdigkeiten vor Ort ausführlich erklären.

Auch im Rathaus kann sich der Bürger informieren lassen. Schulklassen wird erläutert, wer im Ratsaal wo seinen Platz hat und was dort geschieht. Bei schönem Wetter kann man anschließend vom Rathausurm einen Blick auf die gesam-

te Stadt werfen. Informationsfahrten durch Oberhausen für Vereine und Gruppen bietet der Verkehrsverein am Berliner Platz an.

Nicht zuletzt durch eine intensive Öffentlichkeitsarbeit verbunden mit der Herausgabe unterschiedlicher Informationsschriften sind Rat und Verwaltung bemüht, ihr Rathaus dem Bürger „durchsichtig“ zu machen. Erwähnt seien der Neubürgerbrief, der nicht nur Auswärtigen Oberhausen vorstellen will, der neue Radwanderführer, der beweist, daß man auch in einer Industriestadt wie Oberhausen landschaftlich herrliche Gegenden mit dem Zweirad entdecken kann, sowie die Oberhausener Jahrbücher, die stets interessante Themen aus unserer Stadt aufgreifen.

Das kostenlos erhältliche Veranstaltungsprogramm der Stadt informiert monatlich über Termine beim Theater, in der Volkshochschule oder im Stadtkino und gibt Tipps zur Freizeitgestaltung. Mit der Broschüre „Grün in die Stadt“ sollen Bürger animiert werden, Oberhausen noch schöner und attraktiver zu machen. Die Bürger gehören hier mit zum Team der Planer. Für ihre Ideen, triste Innenhöfe zu begrünen oder brachliegende Grundstücke in Spiel- und Freizeitflächen umzuwandeln, gibt es Zuschüsse vom Land.

Diese Beispiele sind nicht abschließend. Das Angebot an Bürgernähe soll ständig verbessert und erweitert werden. Bei allen Planungen sollen besonders benachteiligte Bürger wie Betagte, Behinderte und Ausländer berücksichtigt werden.

Je besser der persönliche Kontakt zwischen Bürger und Verwaltung ist und je besser das Wissen des Bürgers über die Ratsarbeit und das Verwaltungshandeln ist, umso ungezwungener und freundlicher wird sich künftig auch das Verhältnis zwischen Bürger, Rat und Verwaltung entwickeln.





Freie Kultur in Oberhausen

von Michael Schmitz

Zwischen Schmachtendorf und Styrum basteln kreative Menschen an der unverwechselbaren Identität ihrer Stadt.

Es sind schon einige Jahre ins Land gegangen, seit Hilmar Hoffmann, Begründer der Westdeutschen Kurzfilmtage, bis 1970 deren Leiter und zuletzt „in Tateinheit“ auch Kulturdezernent in Oberhausen, bevor er in gleicher Eigenschaft von der Emscher an den Main ins hessische Frankfurt wechselte, die „Kultur für alle“ zur kulturpolitischen Maxime erhob. Seither hält sich hartnäckig der Begriff „alternative Kultur“ als Bezeichnung dessen, was gewissermaßen als kulturelles Gegenstück zur öffentlich geförderten Kultur verstanden wurde und noch wird, die auf den Bühnen

der Stadt-, Landes- und Staatstheater oder auf den Podien der Konzertsäle geboten wird, die in Büchereien zu entleihen ist oder an den Wänden der Museen hängt. Und die eben mit zum Teil horrenden Subventionen den Berufsstand Künstler mehr oder minder gut ernähren hilft. Parallel zur 68er Bewegung schon befreiten sich etliche Kulturschaffende von der öffentlich-rechtlichen Fessel, wenngleich es auch bis dahin bereits einige freie kulturelle Initiativen gegeben hatte, freie Theater etwa und natürlich die vielen Gesangvereine.

Daß sich eine der ersten Kulturinitiativen neuen Zuschnitts in Oberhausen gründete, ist sicherlich typisch für diese Stadt, in der seither viele zumeist junge Menschen dem Beispiel des Vereins zur Förderung

politischer Bildung e. V. folgten, den der Volksmund seit nunmehr beinahe 20 Jahren wohl besser als „K 14“ kennt. Allerdings, gar so „alternativ“, wie die Väter dieser Wortschöpfung es verstanden wissen wollten, ist die Kultur der freien Initiativen nun auch wieder nicht, inzwischen ist selbst Hilmar Hoffmann längst vom Begriff „alternative Kultur“ abgerückt, man spricht heuer von einer freien Kulturszene, die ihre Aktivitäten nicht in der ausschließenden Bedeutung des Wortes „alternativ“, sondern eher ergänzend zu den Angeboten der „Öffentlichen“ kreiert, die dort kreativ künstlerisch tätig ist, wo die Profis zwecks Rechtfertigung öffentlicher Subventionen allzusehr nach einem breiten Publikumsgeschmack spielen müssen.



Zur bildenden Kunst gehört auch handwerkliches Können, wie es im Revierpark Vonderort vermittelt wird.

Bikultureller Revierpark

Erst vor wenigen Jahren warf die bundesweite Stiftung „Die Mitarbeit“, die sich um die Belange freier Initiativen kümmert, anlässlich ihrer Tagung in Oberhausen einen Blick hinter die Kulissen der freien Kulturszene unserer Stadt und förderte reichlich 100, zumeist – für den, der's modisch liebt – sogenannte soziokulturelle Initiativen ans Licht, selbst intime Kenner dieser Oberhausener „scene“ hatten hier eine solche Vielfalt nicht für möglich gehalten. Ohne nun die vielen kleinen und nichtsdestoweniger unentbehrlichen Aktivitäten schmälern zu wollen, das Fundament der Szene wird in Styrum vom K 14 und der Ruhrwerkstatt, im Bürgerzentrum Altenberg, der Burg Vondern, in der Werkstatt Eisenheim, aber auch vom Sängerkreis Oberhausen und dem Revierpark Vonderort gegossen, der in einer Art bikulturellen Daseins ein Mittelglied zwischen öffentlich subventionierter und freier Kulturstätte ist, der mit kulturellem Kleingeld als prächtiger Multiplikator über

Rock-, Folk-, Kunst- und Theaterarbeitskreise in die freie Szene zweier Städte wirkt, der Hobby-Heimatforscher ebenso begeistert werkeln lässt, wie er Schützen, Chöre oder avantgardistische Tanzgruppen präsentiert.

Hat der Revierpark Vonderort im kulturell bis dahin eher unterversorgten Osterfeld echte Pionierarbeit leisten können, so fehlt der freien Szene in Sterkrade doch recht deutlich ein ähnlicher Bürgermagnet, der Schmachtdorfer Heimatverein oder die Holtener Schützengilde arbeiten zu Recht in den räumlichen Grenzen einer Stadtteilkultur, die das unmittelbare Umfeld anspricht und für eigene Kreativität sensibilisiert. Ganz anders wird da wohl schon bald der Förderkreis Burg Vondern über die Grenzen des bislang eher durch seinen ureigenen Karneval bekannten Stadtteils Bürger anziehen können. In dem gewiß historisch bedeutsam-

Jazzfrühschoppen im Keller der Werkstatt Eisenheim.



sten Gemäuer unserer Stadt, das seit einigen Jahren endlich eine längst überfällige Restaurierung erfahren darf, beteiligt sich der Förderkreis nicht nur an der „lebensrettenden“ Operation, gleichzeitig füllt er die bislang in den letzten Jahrzehnten weitgehend verwaisten Räume mit kulturellem Leben.

Das Wachsen einer neuen Stadtteilkultur in Eisenheim ist wohl typisch für eine Entwicklung, die zu Beginn der Siebziger Jahre einsetzte. Um einer Neubaumanie entgegenzuwirken, die einige doch recht unansehnliche Satellitenstädte in die Landschaft gepflanzt und soziale Brennpunkte geschaffen hat, in denen eine lebendige Bürgerkultur kaum möglich ist, gründeten sich Initiativen mit dem Ziel, alte, zumeist mit dem Bergbau gewachsene Arbeitersiedlungen vor dem Abbruchhammer zu retten. Der letztlich erfolgreiche Kampf um die älteste Arbeitersiedlung des Reviers ist hinreichend bekannt, mit jedem Haus, das der Planierdraue abge-

trotzt werden konnte, wuchs in Eisenheim auch die Suche nach einer unverwechselbaren kulturellen Identität. Man entdeckte die menschenverbindende Kraft der Taubenzüchter, richtete ein kleines Volksmuseum ein, Arbeiterfotografen und -schriftsteller hielten die Zukunft in Bild und Wort fest, aus dem harten Kern der „Rettet Eisenheim“-Initiative wuchs an der Fuldastraße 4 schließlich in einem alten Fabrikgebäude die Werkstatt Eisenheim. Herrliche Straßenfeste, Kurz- oder Spielfilmabende, Ausstellungen und vor allem der traditionelle Jazzfrühschoppen im Werkstatt-Keller, zu dem „Kuro“ hervorragende Musiker – Kulturdezernenten und Stadtkämmerer gar reihen sich immer wieder in die Formationen ein, die es inzwischen beinahe als eine Auszeichnung betrachten, sonntags um elf Uhr in Eisenheim spielen zu dürfen – um sein Flügelhorn. Und in der Theaterwerkstatt suchen junge Leute im Licht der Scheinwerfer die künstlerische Auseinandersetzung mit den Problemen unserer Zeit.

Avantgarde-Kunst in Altenberg

Ähnlich wohl ist die Entwicklung zu sehen, die eine ehemalige Zinkfabrik zum heutigen Bürgerzentrum Altenberg genommen hat. Eigentlich paßte es vor einigen Jahren so gar nicht in das Konzept der natürlich immer um die städtischen Finanzen besorgten Kommunalpolitiker, hinter dem Hauptbahnhof an der Hansastraße ein kulturelles Zentrum wachsen zu lassen. Doch als eine Projektstudie über eine mögliche Nutzung der prächtigen Fabrikhallen erst einmal in der Öffentlichkeit diskutiert wurde, als sich etliche an einem soziokulturellen Zentrum interessierte Initiativen zum Initiativkreis Altenberg zusammenschlossen, der unter seinem Kürzel IKA längst ein kulturelles Markenzeichen weit über die Stadt-

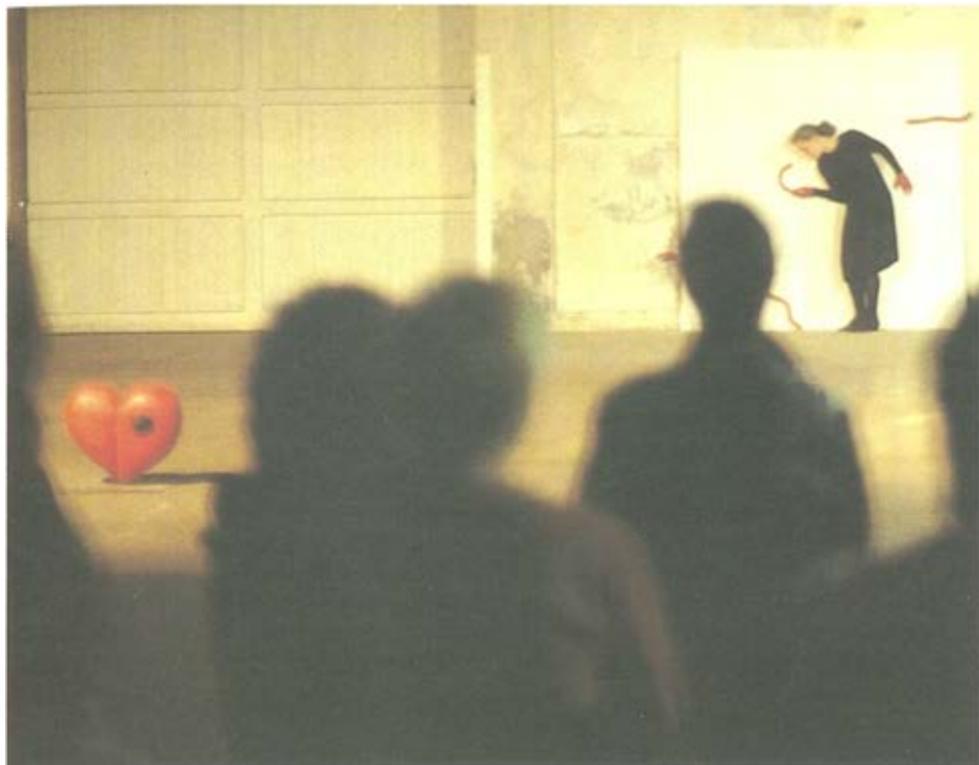


grenzen hinaus geworden ist, da hatten auch die Politiker schnell erkannt, welche Chancen sich hier boten. Hilmar Hoffmanns „Kultur für alle“ spukte schon bald auch durch die entlegensten Winkel des Fabrikgeländes, dessen Gebäude nun im Sog der künftigen Zentrale des Rheinischen Industriemuseums zumindest ausreichend restauriert werden. Da sah man als Kulturschaffende eine demokratische Schwuleninitiative neben einem Altenberg-Chor, in dem jung und alt gemeinsam sangen, da gründeten sich Theatergruppen, Fotokreis und ein Seniorencafé, da initiierte die Oberhausener „terre des hommes“-Gruppe eine Kinderspielstube und da – last not least – wurde dort mit öffentlicher Unterstützung die Jugendberufshilfe geboren.

Einige Dutzend zumeist chancenbenachteiligter junger Leute erhalten, eingebettet in ein vielfältiges kulturelles Treiben, ihre Ausbildung. Nicht alle Initiativen sind im

„Krönung“ in Altenberg: In „Nochmal mit Gefühl“ sah man auf der Bühne auch ein Quartett „alternativer Kühe“.

Laufe der ersten Jahre bei der kulturellen Stange geblieben, die Altenberger Szene hat an Reiz dennoch eher gewonnen. So gilt die „Krönung“ inzwischen als eine der besten freien Theatergruppen des Landes, woran auch die Suche nach einer neuen Formation nichts ändern dürfte, das Frauentheater „Missfits“ steht da in seiner bisweilen grotesken Künstlichkeit nichts nach. Mehr als nur ein Geheimtip in der bildenden Kunstszene ist der Verein für aktuelle Kunst. Dort sucht man die eigenwillig kunstvolle Begegnung mit der Geschichte unserer Stadt und der Region Ruhrgebiet ebenso außergewöhnlich, wie man den Bürger immer wieder zur Auseinandersetzung mit einer für ihn oft schwer verständlichen, ja fremden Kunst animiert. Gewiß, der Weg zur avantgardistischen Kunst wird radikal beschritten, aber hier



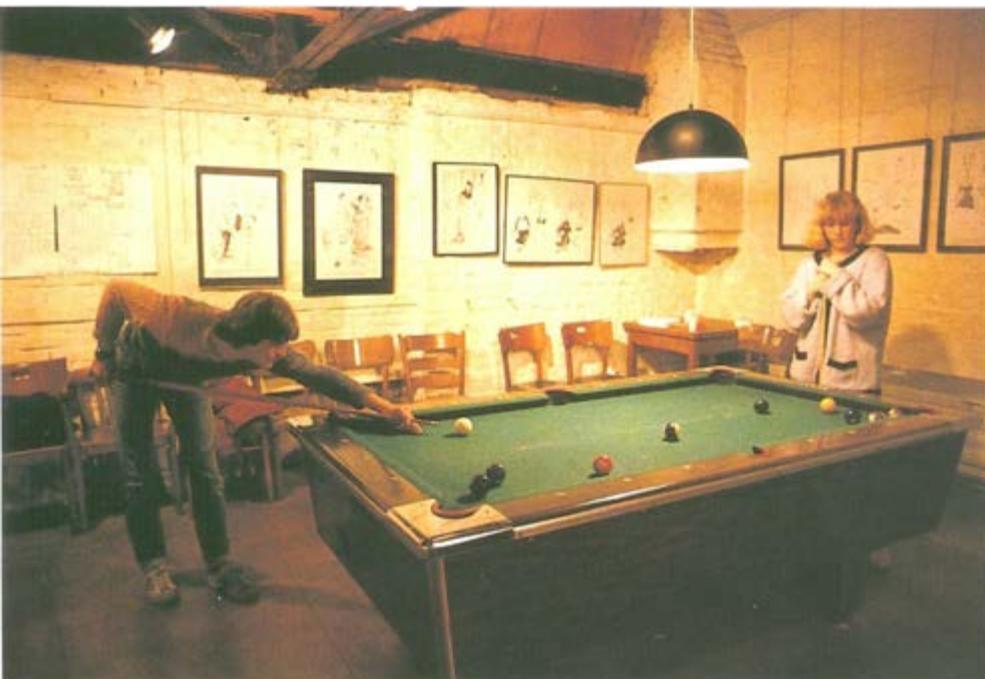
Performance (oben) und Ausstellung (unten) im Altenberger Verein für aktuelle Kunst.



vollzieht sich eine vom Oberhausener Bürger leider noch verkannte, jenseits der Stadtmauern aber und selbst von internationaler Kritik hochgeschätzte Entwicklung, die freie Kultur mit dem Schaffen einer hochkarätigen Elite verschmelzen läßt, all denen zum Trotz, die ein Kunstangebot allzusehr nach dem Prinzip der „sozialen Akzeptanz“ ausgerichtet wissen wollen. Künstler aus den Metropolen unseres Landes, aber auch aus der „scene“ New Yorks oder aus Paris stellen im Verein für aktuelle Kunst aus, Performances, Happenings und Kunstaktionen werden mit einem Etat organisiert, mit dem etablierte Museen der Kunstmetropolen wohl nicht einmal die Druckkosten für die Einladungskarten zu einer Ausstellungseröffnung bezahlen könnten.

Literatur bei „Hafkesbrink“

Tragen bildende Kunst und Theater den kulturellen Geist in Altenberg, so wächst die Styrumer Ruhrwerkstatt zu einem literarischen Zentrum. An der Ecke Bogen-/Akazienstraße ist man schon seit Jahren erfolgreich bemüht, die ähnlich wie in der Jugendberufshilfe konzipierte Ausbildung chancenbenachteiligter junger Leute in einem auch kulturell sensibilisierenden Rahmen zu bewerkstelligen. Hier schrieben in Zusammenarbeit mit der Stadtbücherei, betreut von Autoren, junge Leute Hörspiele, hier stellt der Verein „Puerto Morazan“ die Solidarität mit Nicaragua auch auf kulturelle Beine – und hier gibt es die von der Ruhrwerkstatt betriebene Kulturkneipe „Hafkesbrink“. Regelmäßig, wöchentlich beinahe sind Schriftsteller aus der näheren und weiteren Umgebung zu Gast, lesen zumeist vor einem so zahlreichen Publikum, daß manch professionelle Veranstalter von Autorenlesungen vor Neid erblassen müssen. Die Straßenfeste der Ruhrwerkstatt mit ihren herrlichen



Pool-Billard in der Fabrik K 14, im Hintergrund Exponate der Kurt Halbritter-Ausstellung.

Kleinkunstprogrammen sind nicht nur im kulturellen Leben Styrums zu einem festen Bestandteil geworden – wie auch die Fabrikfeste im nahegelegenen K 14 an der Lothringer Straße.

K 14: Frecher denn je

Oberhausens „dienstälteste“ Initiative ist der wohl hinreißendste Ort freier Kultur und kritischer Bewußtseinsschärfung. Zu den Gründungsmitgliedern zählten dereinst junge Leute, die heuer als Politiker in Bund, Land und Gemeinde zu Ämtern und Würden gekommen sind, schon die Namensgebung „K 14“ in Anlehnung an die Gesinnungsschnüffelei des 14., des politischen Kommissariates einer Polizei war bewußt als despektierliche Provokation gedacht, als die Sympathisanten einer Außerparlamentarischen Opposition, kurz APO genannt, ganze Datenregister des Verfassungsschutzes füllten. Als Salvatore Allende 1973 von den Militärs in Chile gestürzt und ermordet wur-

de, fanden Exilchilenen im K 14 ein neues kulturelles Zuhause, hier haben Kabarettisten wie Dietrich Kittner, Maler wie Peter Sorge und Liedermacher wie Dieter Süverkrüp gastiert und ausgestellt, als sie noch weitgehend unbekannt waren, dem hohen kulturellen und gesellschaftspolitischen Anspruch ist die Initiative bis heute treu geblieben. Als man ihr kürzlich wegen angeblicher Lärmbelästigung und verbotenen Getränkeauschankes den Gar aus machen wollte, da reagierte man im K 14 so, wie man eben nur in einer solchen Initiative reagieren kann. Statt aufzugeben, wurde ein zusätzlicher großer Raum eingerichtet, wo manche nicht ungern das finanzielle Ende der „Fabrik“ nahen sahen, präsentiert sie sich heute kulturell und politisch aggressiver und frecher denn je. Wo schließlich hätten beispielsweise denn alljährlich die vielen internationalen Gäste der Westdeutschen Kurzfilmtage nach einem angestregten Programmtag in der Luise-Albertz-Halle ausgelassen feiern und engagiert diskutieren sollen als

dort, wo bei der regelmäßigen Fabrik-Disco geschwooft wird, wo die freien Kulturellen ihren lebenswert bissigen Stachel in den Wohlstandsspeck einer Gesellschaft bohren, die dem Treiben der vermeintlich so „Alternativen“ mit gelindem Unbehagen gegenübersteht.

Es ist wohl keinesfalls übertrieben: Ohne den Reichtum ihrer freien kulturellen Szene wäre unsere Stadt ärmlischer und der finanzielle Mangel hat da sogar seinen positiven Effekt. Gewiß wäre es wünschenswert, könnte die Stadt den immer am Existenzminimum arbeitenden Initiativen bisweilen etwas kräftiger unter die Arme greifen. Aber eine allzu üppige finanzielle Unterstützung hat auch, dieses beweisen viele Beispiele anderer Städte, ihre Schattenseiten. Der Versuchung, ihr kreatives Engagement zu kommerzialisieren, ist schon so manche Initiative erlegen. Und sie ist daran zugrunde gegangen. Denn der Erfolg einer freien Kulturarbeit läßt sich nicht auf einem Bankkonto nachlesen. Egal ob Aktiver im Männergesangverein oder im Karneval (zwei unerläßliche Eckpfeiler der Kultur im schrägen O.), in Heimat-, Schützen- oder Taubenzüchterverein, oder eben auch in einem soziokulturellen Domizil, die Briedens, Kompass, Kugelmanns, Kurowskis, Küppers, Vincons oder wie sie auch immer heißen, sie verbuchen einen anderen Gewinn: Sie begeistern Bürger für ihre ureigene Lebenskultur, wirken einer bedrohlich wachsenden Gefühls- und Kommunikationsleere entgegen, arbeiten am Fundament für eine neue Innerlichkeit, die immer auch die andere Kultur eines anderen Menschen sucht. Auf der Habenseite steht, bei Machern und Genießern gleichermaßen, die Findung einer unverwechselbaren kulturellen Identität. Und solche Persönlichkeiten tragen den Reiz unserer Stadt.

BAUER KLEINEBRINKS ACKER

von Rolf Weihrauch



Der Bauer Kleinebrink in Buschhausen gab auf. Eine Chance für die Stadt: Rund 140 000 Quadratmeter zusammenhängendes Areal boten sich im Bereich der Lessing-, Brink- und Buschhausener Straße für eine neue Besiedlung und Nutzung an. Hier würde man eine ganze Reihe von Firmen unterbringen können, die bislang in den dicht besiedelten Kerngebieten der Stadt zu Hause

waren, dort mit Lärm und Schmutz störten und keine Möglichkeit für eine dringend nötige Expansion hatten. Man würde am bisherigen Standort die Lebens-Qualität der Bürger verbessern können, würde am neuen Standort Arbeitsplätze sichern und zahlreiche neue schaffen können. Das war 1978.

Aber die Buschhausener waren von diesen Plänen gar nicht erbaut.

Sie wollten die grüne Beschaulichkeit dieser Gegend erhalten wissen, wollten sie eher noch ausweiten. Schließlich war rundum schon einiges an neuem Gewerbegebiet entstanden, das ihnen Belastungen und Belästigungen brachte. Bürger-Initiativen entstanden, Unterschriften-Aktionen wurden gestartet. In den nach dem Bundesbaugesetz vorgeschriebenen Bürgerversamm-

lungen im Anschluß an die öffentliche Auslegung der Planungen ging es hoch her.

Kompromiß: „Halbe-Halbe“

Am Ende stand im August 1980 ein Kompromiß: Nur die Hälfte des Planungsgebietes „Lessingstraße“ zwischen Buschhausener Straße, Kleiner Emscher, Brinkstraße und der Bundesbahnlinie von Duisburg-Neumühl nach Osterfeld-Süd – 70 000 Quadratmeter also – wird für gewerbliche Ansiedlungen genutzt, die andere Hälfte als Grünfläche erhalten und in ihrem Nah-Erholungswert für die Bürger ausgebaut.

Vorgeschrieben wurde zudem, daß der zu erwartende Verkehr die Wohngebiete umfahren muß und keine Betriebe angesiedelt werden, die wesentliche zusätzliche Umwelt-Belastungen bringen. Knapp acht Millionen Mark hat die Stadt aufgewandt.

Wir stellen einige der Firmen vor, die seit 1984 hier eine neue Heimat gefunden haben.



Heiner Gangfuss

Vom Bastler zum Profi

Begonnen hat es eigentlich mit seinem Hobby: Heiner Gangfuss fuhr

leidenschaftlich gern Motorrad. Vor gut zehn Jahren hatte er mal Schwierigkeiten, für eine Reparatur die richtigen Ersatzteile zu bekommen. Einige wenige Auto-Reparatur-Werkstätten nur leisteten sich den Luxus einer Motorrad-Abteilung „nebenbei“. Und das war dann meist ein wenig geliebtes Stiefkind. Das brachte den Informatik-Studenten auf die Idee.

„In einer kleinen Klitsche an der Falkensteinstraße habe ich ein Ersatzteillager angelegt und zusammen mit einem Mechaniker eine Reparaturwerkstatt aufgemacht,“ erzählt er. Gar so viele Motorradfahrer gab es damals ja noch nicht, und so ließ sich das Geschäft noch ganz gut neben dem Studium betreiben.

Der große Boom

Doch dann kam der große Boom. Heiner Gangfuss dehnte seinen Betrieb auf eine ehemalige Tankstelle aus, nahm fünf Garagen hinzu und mietete ein Ladenlokal an der Virchowstraße. Er übernahm eine Werksvertretung.

Ein Angebot kam von BMW. „Da mußte ich weg vom Bastler-Image; da mußte das Ganze einfach professionell werden.“ Der Platz reichte hinten und vorn nicht mehr. Aber es dauerte noch rund zwei Jahre, bis an der Lessingstraße das richtige Grundstück gefunden war: verkehrsmäßig gut gelegen und nicht gar zu groß.

Mit der Unterstützung von BMW wurde geplant; im Oktober 1983 begannen die Arbeiten auf dem rund 2000 Quadratmeter großen Grundstück. Eine große Halle entstand mit Büro, Ausstellungs-Fläche und Werkstatt. Gerade rechtzeitig zur neuen Saison feierte man im Februar 1984 die Eröffnung. Sechs Mitarbeiter und zwei Lehrlinge beschäftigt das Unternehmen heute, das inzwischen auch das komplette Ersatzteil-Lager für Kawasaki und Yamaha besitzt.

Sorgenfrei ist Heiner Gangfuss

trotzdem nicht. „Mit dem Motorrad-Geschäft geht es im Moment mächtig bergab“, hat er festgestellt. „Die Verkaufszahlen haben sich in der Bundesrepublik seit 1982 fast halbiert. Das Motorrad ist eben kein Transportmittel wie der Pkw, sondern ein Freizeit-Gerät – und kein billiges dazu.“

Heiner Gangfuss ist zuversichtlich, eine Lösung gefunden zu haben: Er will sein Geschäft ausweiten und um offene Geländewagen ergänzen. „Ich hab selbst Spaß dran, der Kundenkreis ist in etwa derselbe, und die Wagen haben eine gewisse Verwandtschaft mit den Motorrädern.“



Dieter Eichhorn

Echter Handwerker geblieben

„Der Umzug hat sich gelohnt. Wir haben gute Aufträge und sind mindestens bis Ende 1986 ausgelastet.“ Dieter Eichhorns Stimme verrät stolze Genugtuung bei dieser Feststellung. Er ist überzeugt, daß sein Erfolg noch einen anderen Grund hat: Seine Schreinerei ist ein echter Handwerks-Betrieb geblieben; flexibel genug, große und kleine Aufträge auszuführen in der ganzen ur-

sprünglichen Bandbreite einer Schreinerei vom einzelnen Tisch und Schrank bis hin zum kompletten Innenausbau von Laden-Lokalen. Außerdem: „Wir sind risikobereit; ich packe selbst gern mit an, und alle ziehen gut mit.“ Alle – das sind sechs Mitarbeiter und jedes Jahr zwei neue Lehrlinge, je einen Jungen und ein Mädchen.

In einem Dorf in Hessen hat Dieter Eichhorn sein Handwerk gelernt. Er kam dann nach Essen, machte dort bei einer Firma schließlich seine Meisterprüfung. Nach Oberhausen zog er, als an der Seilerstraße die alteingesessene Firma Jonas den Betrieb einstellte. Er übernahm ihn – nach langem Ringen mit sich selbst.

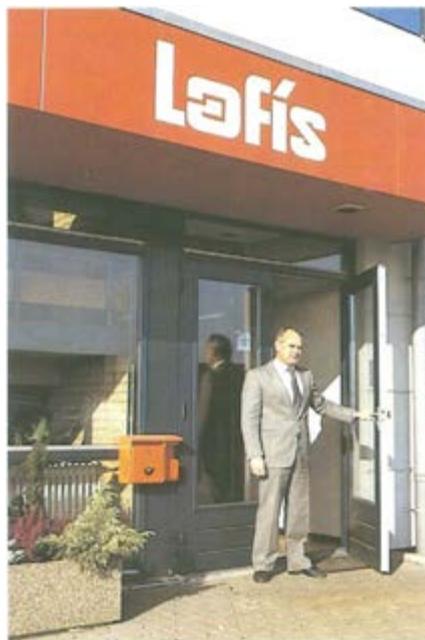
„War schon ein großes Risiko; denn mit den veralteten Maschinen war nicht mehr viel anzufangen“, erinnert er sich. Mit einem Gesellen fing er an, baute das Unternehmen praktisch völlig neu auf. „Manchmal eine arge Plackerei; aber es ging aufwärts. Unser Team wurde größer, und daraus ist dann ein guter und zuverlässiger Stamm geworden.“

Bald zu klein

Bald wurde das Domizil zu klein. Die Wege waren andererseits zu weit, um in den verbauten Räumlichkeiten rationell arbeiten zu können. Außerdem gab es immer wieder Ärger mit der Nachbarschaft, die sich durch Lärm und Nitro-Gerüche belästigt fühlte. „Ich hatte ja Verständnis für die Leute, aber was konnte ich tun?“

An der Lessingstraße fand er schließlich die Lösung für seine Probleme: Ein Grundstück von 3600 Quadratmetern, auf dem die Werkstatt-Halle mit Büro und Sozialräumen für die Mitarbeiter entstand. Nur drei Monate nach dem „ersten Spatenstich“ fand der Umzug statt. „Ich habe die Bauleitung selbst gemacht“, beantwortet Dieter Eichhorn die unausgesprochene Frage, wie dieses Tempo möglich war.

Wie's weitergehen soll? Nebenan wird wahrscheinlich ein Grundstück frei. Dieter Eichhorn möchte es gern kaufen. Er könnte dann das inzwischen nötig gewordene Lager bauen, könnte sein Büro dorthin verlegen und hätte die Möglichkeit, die eigentliche Werkstatt zu vergrößern, noch ein paar Arbeitsplätze mehr zu schaffen.



Horst Fischer

„Helfer“ für den Handel

So gut wie alle großen deutschen Unternehmen der Lebensmittel-Industrie und des -Handels gehören zu den Kunden von Horst Fischer. Seine „Lafis“ – Lagertechnik Fischer – statet ihre Zentralläger mit Stapler-Fahrzeugen aus. Das waren zuerst die einfachen Elektro-Stapler; dann kamen „Schubmast-Gabel-Hubwagen“ hinzu und „deichsel-geführte Stapler“, bei denen das Buschhausener Unternehmen inzwischen einen Marktanteil von zehn Prozent in der Bundesrepublik besitzt. „Und in Berlin sind es sogar 50 Prozent“, verkündet Horst Fischer stolz.

Aus Barmingholten stammt der gelernte Kfz-Mechaniker, der als sehr junger Mann bei einem Mülheimer Unternehmen schon Werkstattleiter wurde, sich zum Techniker und Rationalisierungs-Fachmann fortbildete. 1975 begann er, Transport-Fahrzeuge zu entwickeln. Auf einem Hinterhof in Mülheim startete er die erste Produktion. Fünfzig Geräte pro Jahr konnte er herstellen und absetzen.

Der Durchbruch gelang ihm, als er ein spezielles Lager-Transport-Problem für die Firma Aldi lösen konnte. Er fand eine Expansions-Möglichkeit 1979 in Wülfrath. Dort mietete er einen Betrieb, in dem er rund 30 Mitarbeiter beschäftigte.

Vier Jahre später war er auch hier „herausgewachsen“. In der Umgebung gab es keine geeigneten und finanziell akzeptablen Grundstücke für eine Erweiterung. „Ich erfuhr von den Bemühungen meiner Heimatstadt Oberhausen an der Lessingstraße“, erzählt er. Die Subventionen des Landes von zehn Prozent und die sehr gute Verkehrsanbindung des 4800 Quadratmeter großen Grundstückes veranlaßten ihn zur „Heimkehr“.

36 „Neue“

Als er Anfang 1984 in die 1300 Quadratmeter große Halle und das zweigeschossige Bürohaus mit 720 Quadratmetern Nutzfläche einzog, brachte er zwölf Mitarbeiter aus Wülfrath mit; 36 weitere „heuerte“ er in Oberhausen an. Rund 1000 Geräte stellt das Unternehmen jetzt pro Jahr her, und über Handelsunternehmen in der ganzen Bundesrepublik hat er inzwischen ein sehr breites Vertriebsnetz.

Exporte gehen nach den Niederlanden, Belgien, Frankreich, in die Schweiz und die DDR, nach Österreich, Dänemark und Norwegen. England und Italien werden noch in diesem Jahr hinzukommen, und erste Kontakte sind auch zu den USA geknüpft.

„Die Entwicklung der nächsten Monate entscheidet über eine geplante Verdoppelung der Halle und damit auch über eine recht ansehnliche Zahl von neuen Arbeitsplätzen“, sieht Horst Fischer die Zukunft.



Bernhard Kazmierczak

Schöne teure Freiheit

„Selbständigkeit ist die schönste, aber auch eine teure Freiheit“, hatte Bernhard Kazmierczak eigentlich immer schon gewußt. Erst recht, als er sich im Mai 1977 an der Bahnstraße in Holten tatsächlich selbständig machte. Technischer Zeichner und Stahlbau-Schlosser hatte er gelernt, war dann Industriemeister und Werkstattleiter bei der Krupp-Tochter-Firma Atlas geworden. Mit Werkzeugmaschinen hatte er dabei immer zu tun, und sie sind auch das Herzstück seines Unternehmens an der Lessingstraße.

Die Räume einer Bau-Firma wurden seine erste Produktionsstätte als Ein-Mann-Betrieb. „Ich hatte es vor allem deshalb sehr schwer, weil viele meiner potenten Kunden einfach nicht glauben konnten, daß ich durchhalten würde“, erinnert sich der heute 43jährige. „Aber letztlich zählt eben doch nur die Leistung“, weiß er um den Grund dafür, daß er schließlich den Durchbruch schaffte.

Viel Skepsis

Und da war dann das Holtener Domizil auch sehr schnell schon zu klein. Dennoch stand er dem Angebot der Stadt, nach Buschhausen umzuziehen, zunächst recht skeptisch gegenüber. Inzwischen weiß er, daß es eine richtige Entscheidung war, das knapp 2800 Quadratmeter große Grundstück zu kaufen und die Halle mit Büro und Sozialräumen zu bauen. Die Produktion läßt sich jetzt wesentlich rationeller abwickeln, und die Umsätze sind auch kräftig gestiegen.

Sein Personal hat er inzwischen auf zehn Mitarbeiter aufgestockt. „Ich packe natürlich auch weiter oft noch selbst als Monteur mit an, und das schweißt uns zu einer optimalen Mannschaft zusammen.“ Man hört heraus, daß Bernhard Kazmierczak mit seiner Arbeit und der Entwicklung seiner Firma zufrieden ist. Vor drei Jahren engagierte er mit seiner Tochter auch den ersten Lehrling, und seitdem bildet er laufend Nachwuchs aus.

Ein bißchen spezialisiert hat er sich auf Handel und Reparatur mit Baggern und Kranen seines ehemaligen Arbeitgebers Atlas, für die er mit seinem Ersatzteillager jeden Wunsch innerhalb von 24 Stunden erfüllen kann.

Krise trifft nicht

Aber selbstverständlich weiß er auch Rat und Hilfe bei anderen Fabrikanten. Schließlich entwickelt er eigene neue Konstruktionen, wenn Kunden mit ganz speziellen Problemen kommen. Deshalb trifft ihn die angebliche Konjunkturkrise in der Bauwirtschaft und im Bergbau nicht besonders hart. Der Gleisbau, die Holz- und Schrottwirtschaft bringen ihm mit ihren Aufträgen einen guten Ausgleich, zumal sich sein guter Name als Handwerker und Kaufmann inzwischen über die Grenzen der Bundesrepublik hinaus herumgesprochen hat.



Werner Schang

Für Dach und Fassade

Die Firma Gallhöfer gab es schon 1921 an der Schenkendorfstraße. Mit dem Vater als Geschäftsführer und Mitinhaber. Der Sohn Werner Schang – seit 1948 dabei – leitet sie seit 1959, und seit gut zehn Jahren ist auch Enkel Christoph dort „im Geschirr“. Ein traditionsreiches Unternehmen also, das sich unter dem Motto „Alles für Dach und Fassade“ im Juli 1984 an der Lessingstraße niedergelassen hat.

Die eigentlich immer gute geschäftliche Entwicklung „explodierte“ nach dem zweiten Weltkrieg, als es an den Wiederaufbau nicht nur der zerstörten eigenen Gebäude, sondern der ganzen Stadt ging. Baumaterial war gefragt wie nie zuvor, und schon bald dehnte sich das Unternehmen aus, kaufte angrenzende Gärten auf.

Erste Pläne

Bereits 1973 wurden erste Umsiedlungspläne erwogen. Man verhandelte mit der Concordia um ein Grundstück im Areal am Eisenhammer, das damals von dem ehemaligen Bergbau-Unternehmen für eine Neuansiedlung von Gewerbe-Betrieben erschlossen wurde. „Aber das richtige“, fand Werner Schang, „war nicht dabei.“ Man stockte an der Schenkendorfstraße noch mal auf.

Die Lessingstraße erst bot schließlich, was man brauchte. Auf dem

10 500 Quadratmeter großen Grundstück entstand nicht nur das Verwaltungsgebäude mit dem Verkaufsraum, der den modernen Ansprüchen für die Aus- und Vorstellung der Sortimente gerecht wurde, hier war auch ausreichend Platz für die riesigen Palettenlager, für Modelle und vor allem für die Parkplätze der Kunden. Und Kunden sind in erster Linie Handwerker, die ihre Waren lastwagenweise kaufen und abholen.

Als Großhandel sieht Werner Schang sein Unternehmen, nicht so sehr als Baumarkt für private Einzelkunden, die er allerdings auch gern berät und bedient. Rund 5000 verschiedene Artikel hat er auf Lager, und etwa 2000 weitere bietet er über einen Katalog an, der in Kooperation mit 28 anderen Firmen in der ganzen Bundesrepublik alle zwei Jahre aktualisiert neu herausgegeben wird.

Die schwache Baukonjunktur bereitet zwar einige Sorgen, „aber“, so weiß Werner Schang, „Aufträge für Wärmedämmungen an Altbauten gibt es für die Handwerksbetriebe immer noch in sehr großer Zahl. Optische Verbesserungen sind ebenfalls gefragt, und nötige Sanierungen sollen häufig zu besseren Gesamtlösungen optimiert werden.“ Werner Schang mag sich über die Entwicklung seiner Firma Gallhöfer mit 23 Mitarbeitern, darunter drei Lehrlingen, nicht beklagen.

Beratung

Dieser Tendenz-Wandel hat es mit sich gebracht, daß der Service der Fachberatung heute immer größer geschrieben werden muß. Dabei versteht er unter dem Begriff „Fachberatung“ nicht nur Erläuterungen zu neuen Techniken. „In der Fülle der immer wieder neuen Vorschriften und Gesetze findet sich mancher Handwerker ohne unsere Hilfe einfach nicht mehr zurecht“, sieht der Firmen-Chef eine ganz wesentliche Aufgabe seines Unternehmens.



Waltraud Meisters

Zentrum als Test

Ein Büro und Ladenlokal hat der ADAC nach dem Krieg in Oberhausen immer schon gehabt. Es wechselte öfter und reichte eigentlich immer nur gerade aus, mit der zweiköpfigen Besatzung die Beratung der Kraftfahrer durchzuführen. Jetzt ist an der Lessingstraße – als jüngstes Kind der neuen Ansiedlungen und erst Ende März 1985 eröffnet – ein großes Service-Zentrum für rund zwei Millionen Mark entstanden, Mittelpunkt für den Raum Niederrhein-Ruhr, in dem es mehr als 250 000 ADAC-Mitglieder gibt.

Solche Service-Zentren unterhält die größte Interessen-Vertretung deutscher Autofahrer im Rheinland zwar auch schon in Düsseldorf und Köln; trotzdem bedeutet das Projekt Oberhausen in gewissem Sinne einen Test. Zum ersten Mal ist es außerhalb einer ausgesprochenen City-Lage entstanden.

„Das hat auf der einen Seite den Vorteil, viel Platz zu haben und alles sehr funktional unterbringen und einrichten, optimalen Service bieten zu können; andererseits kommen die Kunden jetzt nicht mehr einfach nur zufällig vorbei und herein, sondern müssen uns gezielt ansteuern“, sieht Waltraud Meisters, die Leiterin des Zentrums und seit eh und je Mitarbeiterin des Oberhausener ADAC, die neue Situation, der sie anfangs sehr skeptisch gegenüberstand.

Bewährt sich dieses „Modell Oberhausen“, soll es ähnliche Einrichtungen auch in Aachen und Wuppertal geben. Waltraud Meisters ist inzwischen vom Bestehen dieser Bewährungsprobe überzeugt.

Nicht neu ist in dem schicken Flachbau an der Zufahrt zum neuen Siedlungsgebiet natürlich die Beratung des Kraftfahrers, der sich hier seine Reiserouten für die Fahrt in den Urlaub zusammenstellen lassen, seine Benzin-Gutscheine bekommen, seine Probleme rund ums Auto lösen lassen kann. „Neuer“ ist da schon, daß die jetzt zwölfköpfige Mannschaft über die stündlich aktualisierten Straßenzustände durch Wetter- und Verkehrs-Einflüsse Auskunft geben kann und sogar Schneeketten für winterliche Fahrten vermietet.

Der besondere Stolz freilich ist das Prüf-Zentrum. Hier stehen erfahrene Kraftfahrzeug-Meister zur Verfügung, die mit modernen Maschinen-Einrichtungen genaue Fahrzeug-Diagnosen erstellen. Fünf Prüfstraßen gibt es, und jedes Aggregat im Auto kann genau unter die Lupe genommen werden. Da kann man vor dem Kauf eines Gebrauchtwagens nach versteckten Mängeln suchen lassen; da werden Achs-Vermessungen durchgeführt; da kann man sein Fahrzeug auf die weite Urlaubsreise oder auf den Winter hin untersuchen lassen; und nach Unfällen sind die Experten des ADAC ebenfalls gefragte Sachverständige.

Daß hier zehn neue Arbeitsplätze geschaffen worden sind, sieht Waltraud Meisters als einen „sicher auch sehr guten Beitrag des ADAC im Kampf gegen die Arbeitslosigkeit in Oberhausen“ an; wesentlicher aber erscheint ihr, daß das Prüf-Zentrum den Oberhausener Kraftfahrzeug-Werkstätten zahlreiche Kunden zuführt und damit „auch dort zur Erhaltung von Arbeitsplätzen hilft“.

Ein gegen Nullbock und No Future!

Zwischen Bildungsförderung und Unterhaltung stellt sich die Jugendarbeit der Stadtsparkasse den Ansprüchen und Problemen junger Leute.

Irgendwie paßte es schon damals in die Zeit. Unsere Eltern mühten sich, das Wirtschaftswunder in Gang zu setzen und daran teilzuhaben, wir I-Dötze mochten da nicht zurückstehen, und da war der Weltspartag, gerade richtig in die vorweihnachtliche Zeit plaziert, für uns eine tolle Sache. Wir klapperten die Verwandtschaft ab, schnorrtten da einen Groschen, hier war's auch schon mal ein Fuffziger, schon damals der kleinste Silberling, klebten eifrig unsere Sparmarken in ein Heftchen, das so ähnlich aussah wie das Büchlein, in das Muttern die Rabattmarken klebte, die sie beim Tante-Emma-Laden um die Ecke erhielt und an deren Erlös wir prozentual beteiligt wurden, wenn wir uns an den Einkaufsgängen fleißig beteiligt hatten und auch sonst das Faß der Ungezogenheit nicht stetig zum Überlaufen gebracht hatten. Irgendwann in den letzten Oktobertagen schlug uns Sparernachwuchs dann die Stunde, wenn wir beim Weltspartag nicht mit leeren Händen dastanden, dann gab's bei unserer Sparkasse Geschenke. Einen Kugelschreiber oder ein Malheft, irgendsoeine Kleinigkeit bekam jeder, das große Los traf natürlich nur wenige, immerhin aber kam so manch einer mit seinem Sparmarkenheftchen zu einem eigenen Fahrrad. Eigentlich hat sich bis heu-

te daran gar nicht so viel geändert, die Jugendsparwoche, die alljährlich im Weltspartag der deutschen Sparkasse ihren krönenden Abschluß findet, ist nach wie vor ein Hit bei jungen Menschen. Natürlich wird mehr gespart, natürlich sind auch die Preise wertvoller geworden, schließlich ist die Kaufkraft des kleinsten Silberlinges ja auch nicht mehr so hoch wie in den Fünfziger Jahren, die Goodwill-Tournee durch die Verwandtschaft wird nicht selten mit Papiergeld belohnt. Aber auch für die Stadtsparkasse Oberhausen haben sich die Zeiten geändert, aktive Jugendarbeit wird längst nicht mehr nur mit Sparmarken gleichgesetzt. Dort, wo weitläufig oft „nur“ ein Kreditinstitut vermutet wird, das tatsächlich aber eben doch mehr ist als „nur ein Kreditinstitut“, steht das  als Markenzeichen für ein Engagement, das mit dem „Nullbock“- oder „No Future“-Gerede aber auch gar nichts gemein hat. So ist die von der Stadtsparkasse ins Leben gerufene und seit einigen Jahren mit Millionenbeträgen großzügig ausgestattete „-Bürgerstiftung“ die in unserer Stadt vielleicht effektivste Waffe im Kampf gegen eine bedrückende Jugendarbeitslosigkeit, kommt sie gerade den jungen Leuten zugute, denen die traditionellen Fördermaßnahmen nicht offenstehen, die man chancenbenachteiligt nennt. Hier übernimmt, und dieses muß man so sehen, ein Kreditinstitut in Erkenntnis der Verantwortung, die ein jedes so eng mit der

Stadt verbundene Wirtschaftsunternehmen eigentlich tragen sollte, soziale und jugendpolitische Aufgaben, die von einem so arg strapazierten Gemeindehaushalt wie dem Oberhausener nicht mehr bewältigt werden können. Trotz dieser auch für eine Stadtsparkasse enormen finanziellen Kraftanstrengung gibt es immer noch die andere Jugendarbeit, die Spiel, Unterhaltung, Kreativität und Spannung vermittelt. So beteiligt sich die Stadtsparkasse regelmäßig nicht nur als Sponser bei der Verkehrserziehung von Kindern, wenn sie beispielsweise Verkehrspässe an Kinder und Jugendliche verteilt, die an einem Grundverkehrsregelkurs, einer Radfahrausbildung oder einem Mofa-Kurs teilgenommen haben, startet sie eigene Aktionen im Rahmen der alljährlichen Verkehrswochen, um auf spielerische Weise gerade die besonders gefährdeten Kinder und Jugendlichen zu sicheren Verkehrsteilnehmern zu bilden. Zur

Strahlende junge Leute bei der Abschlußveranstaltung „Jugendgiro '84“.



Bildung gehört – zeitgemäß – natürlich auch der Computer. Wohl wissend, daß der Umgang mit den technischen Errungenschaften gelernt sein muß, soll ein Platz im Berufsleben erreicht und gesichert werden, wurden seit 1984 mit dem Geld der Stadtparkasse in allen Oberhausener Gymnasien, Gesamt- und Realschulen Personal-Computer installiert, in der Hans-Sachs- und der Hans-Böckler-Schule wird der Computerunterricht ebenfalls an Geräten erteilt, die mit € -Mitteln angeschafft wurden. Das „NON PLUS ULTRA“ in Sachen zeitgemäßer, technischer Bildungseinrichtungen schuf die Stadtparkasse jedoch mit der „ € -Jugend-Computerschule“, die am 14. August 1985 in den Räumen der alten Hans-Sachs-Schule offiziell in Betrieb genommen wurde. Bis zu 30 Schüler können an den zehn Personal-Computern gleichzeitig arbeiten, die Schulung der Fachlehrer durch hochqualifizierte Ausbilder wurde ebenfalls von der Stadtparkasse finanziert. Schülerinnen und Schüler aller Oberhausener Hauptschulen erhalten dort jetzt eine Ausbildung in Mikroprozessortechnik, mit der die simple Taschenrechnerbedienung oder das Telespiel am heimischen Fernseher nicht mehr zu vergleichen ist.

€ und Jugend, dahinter verbirgt sich allerdings nicht nur die Hilfe bei der Vorbereitung auf das spätere Berufsleben. Nicht ein jeder wird einmal in einer Zeitungsredaktion arbeiten und dennoch setzte die Stadtparkasse Oberhausen beim Wettbewerb „Schüler machen eine Zeitung“ des Rheinischen Sparkassen- und Giroverbandes mit der Prämierung der besten Oberhausener Schülerzeitung, die übrigens vom Novalis-Gymnasium erstellt und mit einer Sofortbildkamera belohnt wurde, einen ebenso eigenen Akzent engagierter Jugendarbeit wie beim „Planspiel Börse“, das bereits



Mit der Jugend-Computerschule in der alten Hans-Sachs-Schule ermöglicht die Stadtparkasse auch Hauptschülern eine zeitgemäße Ausbildung.

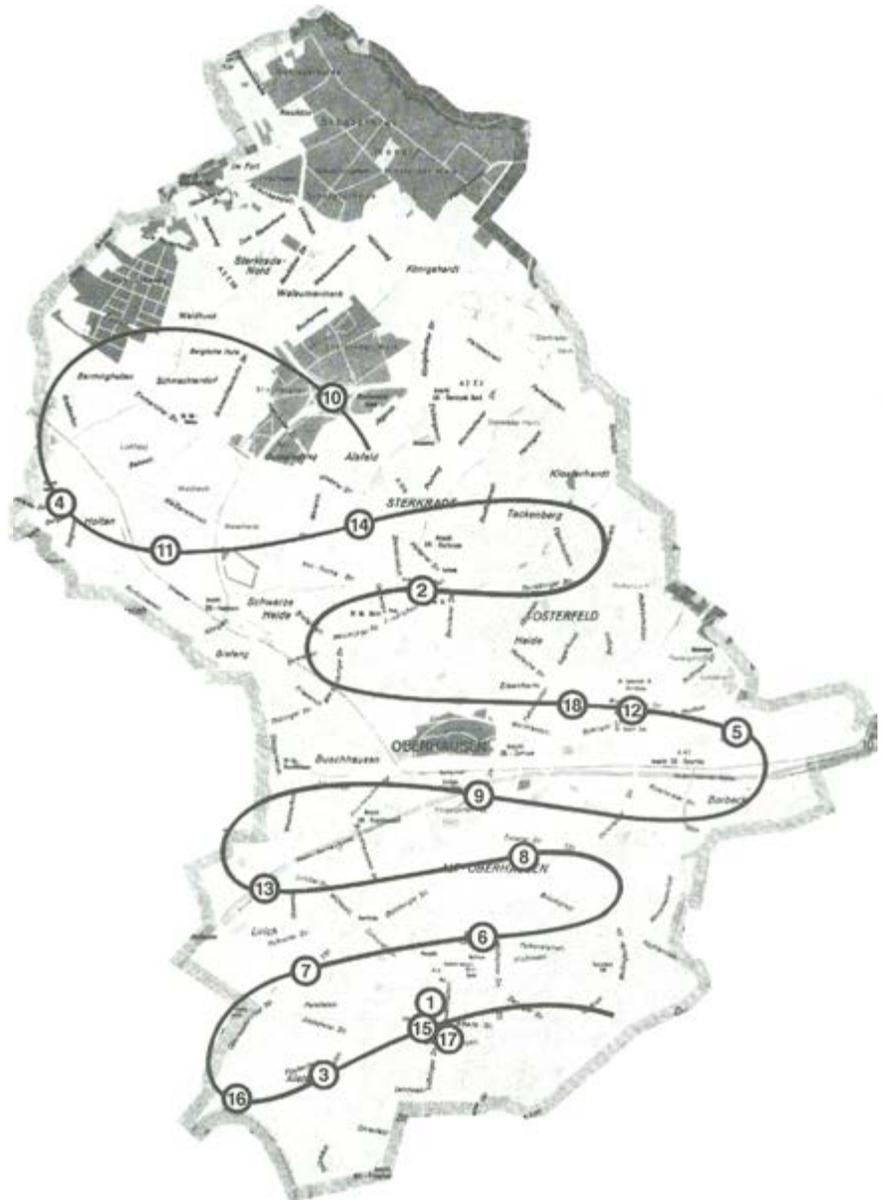
zum 3. Mal durchgeführt wurde und in Oberhausen immerhin 70 Teams mit insgesamt 450 Schüler- und Azubi-Spekulanten lockte, die mit einem fiktiven Spielkapital unter praxisgerechten Bedingungen nach den realen Kursen der Frankfurter Börse um Geld- und Sachpreise spekulierten, in jedem Fall aber Einblick nahmen in eine der sagenumwobensten und härtesten Arten des Broterwerbs. Badengehen konnte beim imaginär-realistischen Spiel mit dem Risiko Börse natürlich niemand, auch das Engagement der Stadtparkasse für junge Leute verwässert nicht in wohlmeinenden Lippenbekenntnissen. Unterstützung für Jugendeinrichtungen, in denen das Geschäft mit dem großen Geld oft angeprangert wird, gehören für die Stadtparkasse zu einer Tagesordnung, die eben nicht nur das Geschäft mit dem großen Geld kennt, ohne das allerdings auch nicht zu realisieren wäre, was sich an Spendenaufkommen bei der Jugendberufshilfe, in der Ruhrwerkstatt oder bei „Druckluft“, um nur einige Beispiele zu nennen, in € -Zahlungen ablesen läßt. Und ohne dieses € hätte auch der Festsaal der

Luise-Albertz-Halle so manche beübende Stunde nicht erlebt. Da rollte zu Beginn der Achtziger Jahre, als die Stadt nicht wußte, wie sie ein Unterhaltungsangebot für junge Leute zusammenbasteln sollte, der schwergewichtige Mal Sandock mit Disco und hochkarätigem „Live-Rock“ an, da ließ ein einziger Buchstabe, ein einfaches € die gute Stube der Stadt zur hellen Begeisterung einer nach Tausenden gezählten Fangemeinde in ihren Grundfesten erzittern.

Verkehrserziehung für die Kleinen, Computerschulung, Wettbewerbe, Bafög-, Ferienjob- und Wohngeldtips für Schüler und Studenten, handfeste Maßnahmen für berufliche Bildung und gegen Jugendarbeitslosigkeit, Ausstellungen von und für junge Leute, heiße Discos: Vom Sparengagement, das bei jungen Leuten in den Fünfziger Jahren geweckt und mit Kugelschreibern belohnt wurde, hat sich in Sachen Jugendarbeit das „s“ wahrlich zum € entwickelt. Ein hohes Anliegen gegen „Nullbock“ und „No Future“. Und wer eine kritische Generation nicht badengehen lassen will, der darf sie getrost auch ins Wasser locken. So geschehen am 26. Februar 1985 im Hallenbad Ost, bei der – bislang – letzten € -Disco.

So war's richtig

- 1 Stadtmitte Alt-Oberhausen mit Herz-Jesu-Kirche und Altmarkt
- 2 Sterkrade Stadtmitte mit Bahnhofstraße
- 3 Stadtteil Alstaden – Sportanlage Kuhle und Bebelstraße
- 4 Ortskern Holten im Hintergrund Ev. Kirche und Kastell
- 5 Burg Vondern – Wasserschloß des 16. Jahrhunderts
- 6 Theater Oberhausen an der Ebertstraße
- 7 Hauptverwaltung Deutsche Babcock AG – am oberen Bildrand Müllverbrennungsanlage
- 8 Ehemaliges Industriegelände an der Essener Straße für künftige Gewerbeansiedlung
- 9 Schloß Oberhausen im Kaisergarten
- 10 Oberhausener Autobahnkreuz – wichtigster Verkehrsknotenpunkt im westlichen Ruhrgebiet
- 11 Ruhrchemie AG in Holten
- 12 Ortskern von Oberhausen-Osterfeld
- 13 Rhein-Herne-Kanal mit Liricher Schleuße
- 14 Volkspark Sterkrade
- 15 Sanierungsgebiet Südmarkt
- 16 Bergehalde der ehemaligen Zeche Alstaden an der alten Ruhr
- 17 Ortsteil Styrum mit Lothringer- und Grenzstraße
- 18 Kokerei Osterfeld



Hier ist der dritte Band der 1983 gestarteten Jahrbuchreihe „Oberhausen“. Diese Dokumentation versteht sich als Archiv und Nachschlagewerk für Entwicklungen und Ereignisse in dieser Stadt. Kulturelles und politisches, vergangenes wie heutiges wird in bunter Mischung interessant, farbig illustriert und leicht lesbar dargeboten.

Die Titelgeschichte ist diesmal ein Suchrätsel mit der Sie sich testen können, wie gut Sie Oberhausen kennen.



Plitt-Verlag, Oberhausen